Hessische Hochschulzeitung

Amtliches Organ der Studentenschaft der Technischen Hochschule Darmstadt
Amtliches Mitteilungsblatt der Kreisleitung des Kreises VI der Deutschen Studentenschaft

Erscheint während des Semesters alle 14 Tage

Verlag:
Studentischer Pressedienst, Darmstadt.

Druck:
Hochschuldruckerei Darmstadt-Gießen.

Zuschriften an:
Studentischer Pressedienst Darmstadt
Technische Hochschule, Zimmer 5
der Räume der Studentenschaft.

Telefon:
Technische Hochschule Nr. 2644, Presseamt.

Herausgeber:
Studentischer Pressedienst, Darmstadt.

Schriftleitung:
Herbert Taubeneck, Darmstadt.

15. Jahrgang. **Darmstadt, den 19. Mai 1926.** **Heft 6.**

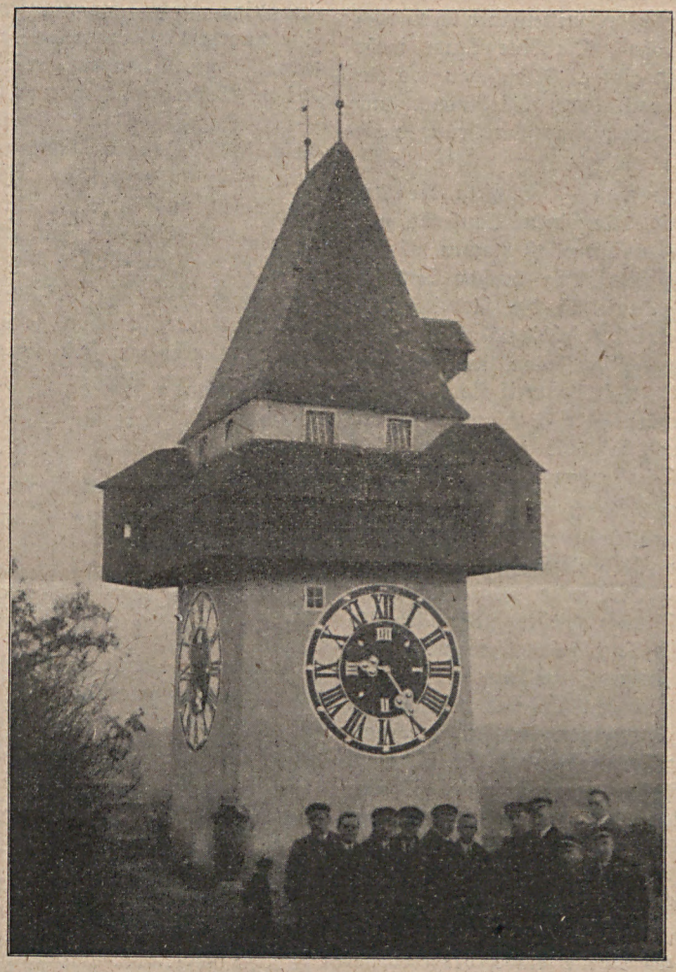
Die Sternfahrt des Deutschen Hochschulrings nach Wien.

Mitte März fanden sich in Wien Vertreter sämtlicher deutscher Hochschulen zu der vom Hochschulring Deutscher Art veranstalteten Großdeutschen Tagung" zusammen. Prof. Dr. Karl Luick, Rektor der Universität Wien, faßt in einem in der „Deutschen Akademiker-Zeitung" veröffentlichten Nachwort Sinn und Ziel der Tagung kurz zusammen.

„Die schönen Stunden der Tätigkeit im Dienste des Anschlusses sind vorüber. Die Tagung hat ihren Abschluß gefunden. In regem Gedankenaustausch wurden alle Seiten des Problems „Großdeutschland" erörtert und auch die Schwierigkeiten, die sich seiner Verwirklichung entgegenstellen, klar erfaßt. Gegen fünfzehnhundert junge Leute aus allen Gauen des Deutschen Reiches sind versammelt gewesen und haben eifrig den Vorträgen gelauscht. Führungen haben ihnen die Stadt und solche Einrichtungen gezeigt, welche sie nach ihrer fachlichen Verbundenheit interessieren mußten. Nach außen ist die Tagung wenig hervorgetreten: Es sollte gearbeitet, nicht demonstriert werden!

Die Bedeutung der Tagung ist keine geringe. Gegen fünfzehnhundert junge Leute, die bestimmt sind, in führenden Stellungen zu wirken, haben wohl erst infolge der gebotenen Anregungen das Problem „Großdeutschland" klar erfaßt. Hunderte von ihnen haben zum erstenmal Österreich und Wien gesehen und ziehen nun mit Eindrücken in die Heimat, die sich weitergestalten werden. In diesem Zusammenhang sei der Wunsch ausgesprochen, es mögen möglichst viele dem so kurzen Besuch in Wien einen längeren Aufenthalt folgen lassen. Sie sollen nicht als Gäste, sondern als Brüder aufgenommen sein. Dann werden sie auch Muße haben, die kleinen Städte und das Land kennen zu lernen, wo die bodenständige Eigenart vielfach getreuer wiedergegeben erscheint als in Wien, das einen gewissen Hauch von Internationalität zeigt. Je mehr die Bevölkerung jenseits der Grenzen Österreich und Wien genau kennen lernt, desto gründlicher wird der Anschluß vorbereitet. So dürfen von der Tagung weitere wertvolle Früchte erwartet werden."

(Wir verweisen weiterhin auf dem im Nachfolgenden abgedruckten Aufsatz von Herrn Siebrecht: Stimmungsbilder aus Wien und Graz!)



Auf dem Schloßberg in Graz.

Rationalisierung der Wirtschaft.

(Menschen und Maschinen – Taylorismus und Fordismns – Typisierung – Normalisierung – Mechanisierung – Arbeitnehmer und Rationalisierung).

Von Gewerkschaftsvorsitzendem Oskar Rümmele.

Daß wir heute mehr denn je im Zeitalter der Technik leben, ist eine Binsenwahrheit. Luftfahrt, Radio und Fernsehen sind besonders in die Augen springende Merkmale des technischen Fortschritts.

Man kann annehmen, daß die technische Entwicklung in mancher Hinsicht noch nicht am Ende ist, ja, daß sogar bei vielen Punkten erst die Anfänge sichtbar vor unseren Augen sind. Die Erde wird nach einigen 10 Jahren ein anderes Gesicht haben als heute. Vor allem wirtschaftlich und industriell, vielleicht auch politisch gesehen.

Unser Zeitalter ist das der Maschinen. Nicht nur in der Industrie, sondern auch im Handwerk, in der Landwirtschaft und in den Büros wird Menschenarbeit immer mehr durch maschinelle Tätigkeit zu ersetzen versucht. Neben der Schreibmaschine erobern sich Buchhaltungs-, Rechen- und Vervielfältigungsmaschinen ihren Platz. Das maschinelle Lochkartenverfahren findet mehr und mehr Anwendung. Schon heute ist ein handwerksmäßiger oder mittelbäuerlicher Betrieb und ein größeres Büro ohne Maschine kaum mehr denkbar. In modernen Bäckereien gibt es Maschinen, wo der Brotteig selbsttätig geknetet, geformt, durch Gärkammer und Ofen geführt, gekühlt und gepackt wird, ohne Berührung durch Menschenhand.

In früheren Jahren glaubte man — auch in der Arbeiterschaft — allgemein, daß die Maschinen Tausende und Millionen von Menschen arbeits- und brotlos machen würden und die menschliche Arbeitskraft überflüssig machen könnten. Das war ein irriger Glaube. Heute ist die Arbeiterschaft längst von dem Aberglauben befreit, daß die Maschinen der Feind des Arbeiterstandes seien. Die Zeiten, wo die englischen Spinner ihre Maschinen zerstörten, weil sie den Verlust ihrer Arbeit fürchteten, gehören der Vergangenheit an. Die Arbeiter von heute wissen, daß die Maschinen nicht Feinde, sondern Gehilfen der Schaffenden sind.

Wohl werden da und dort durch Einführung neuer verbesserter Maschinen Arbeitskräfte überzählig. Die Maschinen selbst schaffen jedoch in Verbindung mit Menschengeist und Menschenarbeit schließlich mehr Ware, billigere Preise, mehr Bedarf und damit auch wieder mehr Arbeitsmöglichkeit. Maschinen wollen gebaut, bedient, repariert und ergänzt sein. Was an der einen Stelle an menschlicher Arbeitskraft eingespart wird, wird an anderer Stelle neu eingesetzt und gebraucht. Die Maschinen schaffen durch die Beschleunigung des Arbeitsprozesses und durch die Vermehrung und Verbilligung der Produkte auch einen höheren Kulturstand und sie bilden letzten Endes auch die Grundlage der in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Verkürzung der Arbeitszeit.

Also nicht Sklave der Maschine, sondern Herr der Maschine soll der Schaffende sein. Und der Arbeiter wird stets, trotz aller Kurzsichtigkeit mancher Arbeiterfeinde, der Gebieter der Maschine bleiben. Nur durch den lebendigen Menschen wird die Maschine zum Leben gebracht.

* * *

Aber es ist ein großer Unterschied zwischen Maschine und Maschine. Die Maschinen werden — Gott sei Dank — viel schneller alt als die Menschen. Was vor 10 Jahren als Wunder der Technik angestaunt wurde, liegt heute schon zum Teil beim alten Eisen. Daß eine an der Spitze der Weltwirtschaft marschierende Industrie überholt und beinahe an den Schluß zurückgedrängt werden kann, haben wir ja leider in Deutschland selbst miterlebt. Krieg, Revolution und Inflation sind die großen Ursachen dieses Werdeganges gewesen. Dazu kam noch die falsche Einstellung des Arbeitgebertums als verstärkende Ursache des industriellen Rückschritts.

Heute steht Amerika an der Spitze aller Industrieländer. Mit ungeheurer Ausbreitungsfähigkeit und starkem Ausdehnungsdrang steht die amerikanische Industrie vor den Toren der alten Welt, vor allem auch Deutschlands. Der deutschen Wirtschaft sind die Auslandsmärkte abgeschnitten, im Inland sind eine geschwächte Kaufkraft der breiten Schichten und eine ungeheure Reparationsbelastung neben der zu teuer und technisch unvollkommen arbeitenden Industrie Erreger von Krisen, Erwerbslosigkeit und Störungen jeder Art. Konkurse — im Jahre 1925 doppelt so zahlreich wie in England — Geschäftsschließungen, Aktienunterbewertungen nehmen zu. Hunger und Verzweiflung gehen im Millionenheer der Erwerbslosen und ihrer Familien als drohendes Gespenst umher. Da ist es höchste Zeit, im Interesse des deutschen Staates und des ganzen Volkes die Krankheitserscheinungen baldigst zu überwinden, ehe die Staatsfundamente unterhöhlt werden.

Das alte ist schon gestürzt, die Zeit hat sich schon geändert, allerhöchste Zeit ist es deshalb, daß bald das neue Leben aus den Ruinen blüht.

* * *

Umstellung und Hebung der deutschen Wirtschaft, technisch und organisatorisch, ist das Gebot der Stunde.

Der Amerikanismus und Fordismus wird sich auch in Deutschland nicht mit Zollmauern und Vogelstraußpolitik aufhalten lassen, denn in ihm verkörpert sich moderne Technik, Organisationstalent, höchste Leistung und, was letzten Endes entscheidend ist: der Erfolg.

Die Schattenseiten des sich auch bei uns in der Zukunft durchsetzenden amerikanischen und Fordschen Wirtschaftssystems sind allerdings im Interesse der Volksgesamtheit und der Volksgesundheit sowie der Wirtschaft selbst zu beseitigen oder wesentlich zu mildern, dann kann dieses System den wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands bedeuten.

* * *

Um das Jahr 1910 herum versuchte sich das sogenannte Taylorsystem, das die rationellste Ausnützung des arbeitenden Menschen vorsah, aber in seiner restlosen Auswirkung menschenunwürdig war, weil es das Mitdenken des Arbeiters ausschaltete und auf ein unproduktives Überwachungssystem sich aufbaute, auch in Deutschland sich Eingang zu verschaffen. Der amerikanische Ingenieur Taylor, der übrigens ein Feind

der Arbeitnehmerorganisationen war, scheiterte mit seinem System am Widerstand der Arbeitnehmer und an den Übertreibungen seines Systems. Daß das so kam, war gut, denn auch ein neues Wirtschaftssystem darf den lebendigen Menschen nicht zum Sklaven der Werkzeuge, Maschinen und Unternehmer machen, sonst ist es wert, daß es zugrunde geht.

Der Fordismus dagegen ist trotz seiner scheinbaren Ähnlichkeit vom Taylorismus sehr verschieden. In seiner Broschüre „Fordismus" sagt von Gottl:

„Bei Ford arbeitet man, bei Taylor „wird" man gearbeitet." Sicher ein sehr beachtlicher Unterschied in den Grundlagen des Systems.

Das Merkmal der Fordschen Betriebsweise ist die Zerlegung des Arbeitsprozesses in möglichst viele Einzelarbeitsvorgänge. Besonders konstruierte Arbeitsmaschinen sind für diese Einzelvorgänge im Betrieb. Bei der Ausübung des Einzelarbeitsvorganges mit der Hand sind alle erdenkbaren Hilfsvorrichtungen zur Erleichterung geschaffen. Alles Unnötige im Arbeitsgang wird streng vermieden. Der Transport des Arbeitsstücks von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz geht meistens rein mechanisch ohne menschliche Hilfskraft vor sich. In der Regel bringen laufende Transportbänder das Arbeitsstück von Arbeiter zu Arbeiter. Während des Transportes wird von den einzelnen Arbeitern die genau abgegrenzte Teilarbeit am Arbeitsstück vorgenommen. Neben der zweckmäßigsten Arbeitsorganisation betreibt Ford eine sorgfältige Materialwirtschaft. Ketten- und Zwischenhandel wird von der Urproduktion bis zum Abnehmer möglichst ausgeschaltet.

Durch diese Mechanisierung und ins kleinste gehende Arbeitsteilung und Geschäftsmethoden hat Ford, der amerikanische Automobilkönig, der über 50 000 Arbeiter, und zwar im reinen Achtstundentag bei hohen Löhnen, beschäftigt, seine ungeheuerlichen Erfolge erzielt. Durch dauernde Steigerung der Produktion und des Absatzes glückte es Ford, seine Jahreserzeugung auf weit über 2 Millionen Automobile zu bringen und gleichzeitig die Preise seines typischen Personenwagens seit 1909 bis 1920 von 950 auf 350 Dollar und den Preis für den „Schlepper", der für die Landwirtschaft gebraucht wird, seit 1918 bis 1921 von 750 auf 395 Dollar zu ermäßigen. (Die Zahl der Arbeitsstunden für ein Auto betrug im Jahre 1912 = 4664, im Jahre 1923 nur noch 813). Dabei bezahlt Ford seine Arbeiter grundsätzlich über den Tarif hinaus, seine Löhne sind wohl die höchsten in Amerika, sie dürften etwa einer dreifachen Kaufkraft der vergleichbaren deutschen Löhne entsprechen.

Ford steht übrigens auf dem Grundsatz, daß nicht das Gewinnstreben, sondern das Motiv: „Dienst am Volke" die Grundlage seiner Betriebe sei. Hohe Löhne, niedrige Warenpreise, Vervollkommnung der Ware sind das System Fords, dem er seinen Erfolg verdankt und mit dem er trotz aller Krisenzeiten und schlechter Prophezeiungen immer stärker und stärker wurde.

Kann der Fordismus in Deutschland Wurzel fassen und gedeihen? Sicher. Auch die Arbeiterschaft wird sich unter bestimmten Voraussetzungen damit abfinden. Dabei kann und muß man natürlich mit deutschen Verhältnissen rechnen und von deutschen Grundlagen ausgehen. Deutschland ist nicht Amerika und auch der deutsche Arbeiter verlangt psychologisch eine andere Behandlung als der amerikanische Arbeiter. Die Arbeitseinschätzung ist zudem in beiden Ländern noch sehr verschieden. Natürliche Grenzen sind übrigens auch dort gezogen, wo eine Massenherstellung von Erzeugnissen nicht in Frage kommt.

Die deutschen Industriellen haben dieses System Fords anfänglich nicht richtig eingeschätzt. Ob die Abneigung gegen die von Ford gezahlten hohen Löhne und den bei Ford schon seit der Vorkriegszeit herrschenden Achtstundentag oder der Taumel der Inflation mit den leichten Verdienstmöglichkeiten daran in erster Linie schuld war, sei dahingestellt. Heute jedoch geben sich die deutsche Industrie und die in Frage kommenden Rationalisierungs-, Typisierungs- und Normalisierungsausschüsse alle erdenkliche Mühe, durch Hereinnahme des amerikanischen Systems und Übertragung auf unsere industrielle Produktionsweise das Versäumte nachzuholen und die guten Seiten des Systems, erhöhte Leistung, verbilligte Waren, wirtschaftliche Gesundung, zur Einführung zu bringen. Bekannt ist ja auch, daß deutsche Industrielle unter dem Druck der Not amerikanische Betriebe und vor allem auch die Fordwerke besucht haben, um dort für die Umstellung der deutschen Wirtschaft zu lernen.

* * *

Heute ist man in den Kreisen der Industrie allgemein zu der Überzeugung gekommen, daß der wirtschaftliche Wiederaufstieg nur durch die Rationalisierung der Betriebe möglich ist. Unter Rationalisierung versteht man Typisierung, Normalisierung, Mechanisierung und Spezialisierung. Also Beschränkung auf weniger Arten eines Fertigerzeugnisses, wenige möglichst vielseitig passende Einzelteile und mehr Maschinen- als Handarbeit. Eigentlich will man damit einem uralten Satz, daß in der Beschränkung sich erst der Meister zeige, zum Durchbruch verhelfen.

In der Denkschrift des Reichsverbandes der deutschen Industrie bringt man die Forderungen zur Rationalisierung und Konzentration folgendermaßen zum Ausdruck:

I. Rationalisierung.

1. Wir verstehen unter Rationalisierung die vernunftgemäße Anwendung aller technischen und organisatorischen Mittel, um die Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit möglichst zu steigern.

   Es muß das Bestreben aller an der Gütererzeugung Beteiligten sein, durch Anwendung dieser Mittel die Erzeugung zu verbessern, zu vermehren und zu verbilligen.

   Die Durchführung der Rationalisierung in den einzelnen Betrieben und Unternehmungen kann nur dann erfolgreich sein, wenn jeder Einzelne, der am Erzeugungsprozeß beteiligt ist, selbst stets danach strebt, ein Maximum zu leisten.
2. Soweit angängig, muß, insbesondere in der Erzeugung für den inneren Markt, eine weitgehende Normalisierung und Typisierung angestrebt werden. Die erfolgreiche Verwirklichung der Anwendung der Normalisierung und Typisierung hat zur Voraussetzung, daß der Verbrauch sich darauf einstellt, Normaltypen zu verwenden.

   Typisierung und Normalisierung dürfen die individuelle Gestaltung der erzeugten Güter nicht ausschließen.
3. Durch beste Ausbildung des Nachwuchses an Beamten und Arbeitern muß nicht nur die Individualerzeugung, sondern auch die Massenerzeugung die Erfordernisse höchster Qualität und knappster, der inneren und der äußeren Kaufkraft angepaßter Preisstellung erfüllen.

II. Konzentration.

Die Rationalisierung durch eine Konzentration in der Industrie, die sich innerhalb wirtschaftlicher Grenzen

vollzieht und das Ziel hat, die Erzeugung weitgehend zu spezialisieren, sie zu verbessern und zu verbilligen und die Absatzwerbung zu vereinfachen, ist zu fördern.

Wenn die Konzentration in der Industrie das Ziel verfolgt, die Erzeugung dem inländischen Bedarf und der Absatzmöglichkeit im Auslande anzupassen, so darf dabei das Streben nach verbilligter Erzeugung durch vermehrte Produktion und nach erhöhter Absatzwerbung keine Einbuße erfahren.

Der Zusammenschluß ist auch zu fördern, wenn er im Interesse aller in der Industrie beteiligten Kreise das Ziel verfolgt, den in der Gegenwart notwendig gewordenen Einschrumpfungsprozeß in organische Bahnen zu lenken.

Der wirtschaftlich richtigen Konzentration entgegenstehende Steuergesetze sind zu beseitigen.

Wir stehen also am Vorabend einer weitgehenden Umstellung der deutschen Wirtschaft. Teilweise sind wir in der Umstellung schon mitten drin. Schon heute prüft man die Lehrlinge nach ihrer Geeignetheit auf psychotechnischem Wege. Die methodisch und psychologisch richtige Auswahl und Einteilung der Arbeiter für die geeignete Arbeit wird da und dort auch schon vorgenommen. Stoppuhr, Akkord- und Gedingarbeiten sind teilweise in ausnützender Art bereits in Gebrauch! Wenn die kommende Arbeitsumstellung sich in nicht übertriebener und menschenunwürdiger Form einführt und genügende Rücksicht auf Minderleistungsfähige nimmt, wird sie leichter vonstatten gehen. Dennoch dürfte diese Umänderung tief in die bisherige Arbeitsweise und Arbeitsauffassung eingreifen. Anstelle von Einzelarbeit wird immer mehr die Teilarbeit, also die rein mechanische Arbeit mit ihrer großen Gefahr der Abstumpfung wertvoller Arbeits- und Lebensenergien des einzelnen Arbeitnehmers eingeführt. Selbstverständlich haben wir, die Gewerkschaften, als die berufenen Vertreter der deutschen Arbeitnehmerschaft, auch ihrerseits auf die kommenden Dinge zu achten. Da probieren über studieren geht, hat z. B. der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband im Deutschen Gewerkschaftsbund einen seiner Mitarbeiter, Herrn Edmund Kleinschmidt, nach Amerika gesandt, um dort an Ort und Stelle und am eigenen Leibe die Verhältnisse des Fordismus zu studieren und dann zu berichten. Einige dieser Berichte liegen jetzt vor und beziehen sich gerade auf die psychologische Seite der amerikanischen Arbeitsmethode. Kleinschmidt schreibt aus seinen praktischen Erfahrungen als Fordarbeiter in „Detroit“:

„Die Fordsche Arbeitsmethode hat mit dem Taylorsystem nichts, aber auch rein gar nichts zu tun. Das bestätigen die Mitteilungen der deutschen Arbeitskollegen, die schon lange in den Fordbetrieben sind.

Der Zufall bescherte mir gleich zu Anfang Nachtschichten, und ich muß sagen, daß mir die Sache manchmal geradezu Spaß macht. Das sehr enge Zusammen- und Hand-in-Hand-Arbeiten breitet über die Leute der Abteilung oft eine fröhliche schaffenslustige Gemeinschaftsstimmung aus, die sogar mir, der ich doch zugleich für derartige Arbeit nicht das geringste Talent habe, die Langeweile vertrieb. Die Betriebsdisziplin ist auch nicht allzu streng. Oft wird zum Maschinengetöse gesungen und gelacht. Man boxt sich ab und zu mit seinem Nebenmann oder einem weiter abstehenden Kollegen und, wenn der Morgen graut, fängt einer an zu gröhlen und bald setzen sich durch die ganze Abteilung die Nachahmungen aller möglichen Stimmen aus der Tierwelt fort.

Durch die ganze Abteilung pulst ein Schaffensrhythmus, der Freude macht und einen mitträgt. Dieser Schaffensrhythmus und Gemeinschaftsgeist wird gefördert durch das fortwährende Anschreiben der Werkstücke, die die Abteilung von Stunde zu Stunde fertigstellt und an die nächste Abteilung abliefert. Diese Ziffer ist von Stunde zu Stunde und auch von Tag zu Tag ganz verschieden. Vorgestern lieferten wir 2500 Werkstücke, heute 2960. Das hohe Ziel ist 3600, wird aber kaum je erreicht. Würden alle Arbeiter in gleichmäßig schnellem Tempo arbeiten, wie das in der dritten Stunde meistens erreicht wird, so könnte die Zahl 3600 sogar noch überschritten werden. In der siebenten Stunde aber läßt das Tempo ziemlich nach. Dieser und jener verschwindet auf längere Zeit von seinem Arbeitsplatz und da ich mit dieser Übung noch nicht vertraut war, blieb ich in dieser Zeit oft ohne Arbeit, da die Werkstückweitergabe dann natürlich langsamer vor sich geht. Die Vorarbeiter und Meister kümmern sich gar nicht um diese Erscheinung, ja man hat den Eindruck, daß sie als Erholungspause stillschweigend gebilligt wird.

Wie grundsätzlich die Fordsche Arbeitsweise sich vom Taylorsystem unterscheidet, geht schon daraus hervor, daß die Art und Weise, wie der Arbeiter die ihm übertragenen Arbeiten ausführt, in weitestem Maße seinem Belieben überlassen bleibt. Die erste Arbeit, die ich zu machen hatte, wurde mir mir von drei verschiedenen Arbeitern vorgemacht. Jeder Arbeiter führte diese Arbeit auf seine eigene verschiedene Weise aus.

. . . Aus der Ferne hören und sehen sich 3000 Arbeitsbewegungen in einer Nacht viel schrecklicher an, als sie in Wirklichkeit sind. Ich habe in der Fordfabrik die Beobachtung gemacht, daß Leute mit jahrelang gleichen Arbeiten, die überaus eintönig sind, einen zufriedenen und behäbigen Eindruck machen. Fröhliche Gesichter, ja scherzhaften Streit und harmlosen Unfug kann ich alle Nächte in Menge sehen und beobachten. . . . Das ist aber auch eine von den Fordlegenden, dieser „einzige“ Handgriff. Als ob ein technisches Genie wie Ford solche einzigen Handgriffe nicht auch sofort noch durch Maschinen ersetzen würde! In meiner Abteilung hat jeder Arbeiter oft acht, zehn und mehr verschiedene Handgriffe auszuführen. Manche Arbeiter haben sogar drei verschiedene Verrichtungen mit zwanzig bis fünfundzwanzig Handgriffen vorzunehmen. Selbst die einfachsten Arbeiten sind mindestens noch so vielfältig wie — sagen wir z. B. das Kartoffelhacken oder Gartenumgraben. Jeder Arbeiter führt seine Arbeit so aus, wie es seiner Individualität entspricht. Nur Bewegungen, die der Sicherheit dienen, werden mehrmals gezeigt und müssen vorschriftsmäßig ausgeführt werden. Sonst aber herrscht allergrößte Wahlfreiheit in der Arbeitsausführung. Das ist natürlich bloß möglich, weil keine sogenannten Höchstleistungen an menschlicher Arbeitskraft verlangt werden. Denn bei Ford leistet die Technik soviel, daß er auf solche künstliche Höchstleistungszucht der Arbeiter verzichten kann. Wir treffen überall Normalleistungen. Die Regelleistungen entspringen einem Arbeitstempo, in das man unwillkürlich selber verfällt, wenn man die Arbeit länger macht.“

Aus diesen interessanten Berichten Kleinschmidts ersehen wir also, daß sich die Fordsche Arbeitsweise nicht allgemein so ungünstig auf den inneren Menschen auswirkt, wie man befürchtet. Allerdings wären, da jede übertriebene Planmäßigkeit, jede zu weit getriebene Arbeitszerlegung die Gefahr der Entseelung der Arbeit und der frühzeitigen Abnutzung

und Abstumpfung in sich trägt, bei Einführung der Fordschen Methoden auch Mindestforderungen vom Standpunkt der Arbeitnehmer zu stellen. Unter anderem:

1. eine Arbeitszeit von höchstens 8 Stunden, damit nach der Anspannung dem Arbeiter genügend Zeit zur Ausspannung und zur Anteilnahme an dem Kulturleben (Sport, Musik, Theater, Kunst, Weiterbildung) bleibt.
2. eine weit bessere Bezahlung als heute, denn Lohn- und Ernährungsverhältnisse spielen beim Leistungsfaktor eine große Rolle;
3. Rücksichtnahme auf Minderleistungsfähige und Arbeits- und Kriegsverletzte und Schaffung von geeigneten Verwendungsmöglichkeiten für sie;
4. eine planmäßig weiter auszubauende Sozialpolitik mit dem Ziel der Schaffung von ausreichenden Sicherungen gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter;
5. Schaffung eines möglichst großen Arbeitsrhythmusses und Entkleidung der Einzelarbeitsvorgänge von aller Eintönigkeit, um die Abstumpfung nach Möglichkeit zu verhindern;
6. eine Beteiligung der Arbeiter am Betriebsergebnis in irgendeiner Form, vielleicht durch Einführung und Ablassung von Werksaktien oder Kleinaktien;
7. Achtung und Wertung des Arbeiters als gleichberechtigten Volksgenossen, entsprechend dem Grundsatz, daß alle Arbeit, auch die geringste, nicht schändet, sondern adelt.

* * *

Im einzelnen ist zu den vorstehend angeführten Punkten zu sagen, daß die amerikanische Arbeitsmethode die Beschränkung auf den Achtstundentag unbedingt verlangt, wenn man nicht Raubbau und frühzeitige Abnützung mit der Arbeiterschaft treiben will. Daß man den Achtstundentag in der Industrie durchhalten und dennoch erfolgreich und verbilligend wirken kann, zeigt gerade das praktische Beispiel, das Ford mit seinen Betrieben gegeben hat. Ford hat den Achtstundentag schon vor dem Kriege eingeführt. Unsere Arbeitgeber in Deutschland müssen sich schon daran gewöhnen, daß mit der Kompliziertheit der Maschinen und der größeren Anspannung bei der Arbeit Hand in Hand eine Verringerung der Arbeitszeit gehen muß und gehen wird.

In der Denkschrift der deutschen Industrie wird zur Lohnfrage ausgeführt, daß der Lohn sich nach Leistung und Produktivität der Arbeit richten müsse. Nominelle Lohnerhöhungen bedeuteten keine Stärkung der Kaufkraft. Diese müsse vielmehr durch erhöhte Leistung und rationelle Betriebsführung und dadurch durch Verbilligung der Arbeitsprodukte gesucht werden. So einfach wie sich die Industriellen hier die Sache denken, wird es nicht gehen. Die deutsche Arbeiterschaft müßte die neuen Arbeitsmethoden ablehnen, wenn dabei der direkte oder indirekte Plan der Arbeitgeber erkenntlich würde, den durch die Mehrproduktion sich einstellenden Mehrüberschuß nur als Unternehmergewinn zu betrachten. Im Gegenteil muß sogar eine wesentliche Erhöhung der jetzigen deutschen Löhne gefordert werden, um auch nur einigermaßen an das Lohnniveau in Amerika bzw. an die Fordbetriebe heranzukommen. Die deutschen Arbeitgeber sind in der Lohnfrage manchmal entsetzlich kleinlich und zäumen auch hier das Pferd am Schwanze auf. Ihre Absicht der künstlichen Lohnniedrighaltung wird gerade durch Ford mit folgenden Ausführungen auf das allerschärfste verurteilt. Ford schreibt:

„Mein Ziel war, mit einem Minimum von Verschwendung sowohl am Material wie an Menschenkraft zu produzieren und mit einem Minimum von Gewinn zu verkaufen, wobei ich mich bezüglich des Gesamtgewinns auf den Umfang des Absatzes verließ. Bei diesem Produktionsprozeß ist es gleichfalls mein Ziel, das Maximum an Löhnen, d. h. das Maximum an Kaufkraft auszuteilen. Da auch dieses Verfahren zu einem Minimum der Kosten beiträgt und wir zu einem Minimum an Gewinn verkaufen, so sind wir imstande, unser Produkt in Einklang mit der Kaufkraft zu bringen. So kommt es, daß jeder, der mit uns in Verbindung steht — sei er Leiter, Arbeiter oder Käufer — durch unsere Existenz gewinnt. (Seite 22.)

. . . Der höchste bisher gezahlte Lohn ist immer noch lange nicht hoch genug. (Seite 114.)

Löhne zu reduzieren, ist schlechte Finanzpolitik, da dadurch auch gleich die Kaufkraft reduziert wird. (Seite 191.)

Das Herabdrücken der Löhne ist die leichteste und gleichzeitig die liederlichste Art, um einer schwierigen Situation Herr zu werden, von der Inhumanität ganz zu schweigen. In Wahrheit heißt das, die Unfähigkeit der Geschäftsführung auf die Arbeiter abzuwälzen. (Seite 159.)

Keine Frage ist so wichtig wie die Lohnfrage. (Seite 135.)

Welchen Nutzen hat die Industrie, wenn sie ungeschickt geleitet wird, daß sie nicht allen Beteiligten eine menschenwürdige Existenz zu schaffen vermag?"

Die vorstehenden Ausführungen Fords sind aus seinem Buch „Mein Leben und Werk" entnommen und geben eine deutliche aber berechtigte Antwort den Kreisen der deutschen Wirtschaft, die ihre eigene Unfähigkeit und ihre Unterlassungssünden durch Lohndruck gegenüber den Arbeitern auszugleichen versuchen. Auch wenn man berücksichtigt, daß hinter uns der verlorene Krieg, die Revolution, die Inflation und vor uns die Reparationsbelastungen liegen, so muß man dennoch auf dem Standpunkt stehen, daß eine Erhöhung der Löhne, schon mit Rücksicht auf die gesunkene Kaufkraft der Arbeitnehmerschichten, der Industrie direkt und indirekt durch Erhöhung der Kaufkraft und der Sparkapitalbildung wieder zugute käme. Ford hat recht, wenn er meint, daß Qualitätsleistungen ohne die entsprechenden Anerkennungen auf die Dauer nicht verlangt werden können. Auch damit, wenn er sagt, daß ein Arbeiter, der an sein Tagewerk gehe und dabei wisse, daß es ihm nie gelingen werde, den Mangel von sich und seiner Familie fernzuhalten, unmöglich sein Tagewerk gut vollbringen könne. Deshalb zahlt Ford auch einen Mindestlohn von 6 Dollar pro Tag bei achtstündiger Arbeitszeit.

Wesentlich für die Arbeiter ist auch die Forderung, daß bei der Umstellung der Industrie und der Einführung neuer Arbeitsmethoden gebührende Rücksicht auf alle nicht ganz voll leistungsfähigen Arbeitnehmer sowie die Arbeits- und Kriegsverletzten genommen wird. Das dürfte bei gutem Willen gerade nach einer Zerlegung des Arbeitsprozesses in Tausende von Arbeitselementen durchaus möglich sein, denn hier müssen sich auch Arbeitsteilvorgänge ergeben, wo unter Umständen der Einarmige oder Einbeinige noch wirtschaftlich eingesetzt und verwendet werden kann. Auch an die Leute mit geschwächter Seh- und Hörkraft ist dabei zu denken. Nach Berichten aus amerikanischen Betrieben ist dort die Sache tatsächlich so durchgeführt, daß nicht etwa die Minderleistungsfähigen und Verletzten brot- und arbeitslos geworden sind, sondern daß sie auch im mechanisierten Produktionsprozeß nach wie vor gut bezahlte Verwendung finden. Das müßte auch in Deutschland möglich sein.

Auf dem Gebiet der planmäßigen Sozialpolitik stehen die Industriellen durch ihren Reichsverband leider auf dem

Standpunkt, daß ein weiterer Aufbau bzw. eine weitere Beitrags- und Unkostenbelastung nicht angängig sei, da jetzt schon zuviel geschehe. Diese Politik ist äußerst kurzsichtig, denn letzten Endes ist das größte Vermögen des deutschen Volkes und der deutschen Wirtschaft ein gesunder, arbeitsfähiger und auch arbeitsfreudiger Stamm von Arbeitnehmern aller Arten. Ein Mann, der mit Sorgen an die Tage der Krankheit, des Unfalls, der Invalidität und des Alters denken muß, wird die volle Arbeitsfreudigkeit, die erforderlich ist, um Höchstleistungen herauszubringen, niemals haben können. Je unsicherer man den Arbeitnehmer stellt, desto weniger kann man von ihm Höchstleistungen verlangen und desto unsicherer wird auch die Betriebsruhe sein.

Ebenso ist zu verlangen, daß bei der technischen Umstellung der Betriebe der Arbeit ein möglichster Rhythmus beim Arbeitsgang eingeführt wird. Es ist längst wissenschaftlich festgestellt und praktisch erprobt, daß eine eintönige Arbeitsweise arbeitshemmend wirkt und die Arbeitsunlust steigert, dagegen bei einem bestimmten Rhythmus des Arbeitsvorganges ohne größere Ermüdung eine wesentliche Arbeitsförderung erzielt werden kann. Deshalb die Forderung, der Arbeit möglichst den monotonen Charakter zu nehmen und Rhythmus soweit wie möglich in den Arbeitsprozeß zu verflechten. Es gibt heute schon Werke in Amerika, die diese Tatsache bereits ausnutzen und in den Betrieben durch Erzeugung rhythmischer Geräusche, in einzelnen Betrieben sogar durch Radiomusik, den Produktionsgang beleben.

Zur Frage der Beteiligung des Arbeiters am Betriebsergebnis ist zu sagen, daß dafür eine dreifache Möglichkeit in Frage kommen könnte.

Zunächst die Beteiligung des Einzelnen bzw. der Gesamtheit der Belegschaft durch Erwerbung von sogenannten Kleinaktien oder besser gesagt Werksaktien. Allerdings müßte eine geeignete Form gefunden werden, die Erwerbung der Aktien durch langsame Abzahlung bzw. durch gemeinsamen Erwerb aller Arbeitnehmer, vielleicht auch der Organisationen der Arbeitnehmer des Betriebs, zu erleichtern. Erinnert sei hier an das Beispiel Edmund Stinnes, der, allerdings als er sich infolge Kapitalnot nicht mehr zu helfen wußte, einen Teil der von ihm geleiteten Aktiengesellschaft „Aga" auf die Arbeitnehmer des Betriebes übertrug.

Außerdem müßte die Ausübung des Stimmrechts bei den Generalversammlungen nicht nur durch den Inhaber der Werksaktie, sondern auch durch beauftragte Personen möglich sein. Auch hier ließe sich denken, daß die Organisationen als Sammelpunkt der Arbeitnehmer und als ihre Vertrauenspersonen die Ausübung des Stimmrechts usw. vornehmen könnten.

Ein zweiter Weg wäre die Beteiligung am Werke durch systematisch organisierte Spartätigkeit der Betriebs-Arbeitnehmer. Es würden bei richtiger Vorbereitung und Durchführung ohne Zweifel dadurch, in der Gesamtheit gesehen, große Gelder der Kapitalneubildung zugeführt werden, vor allem dann, wenn diese im eigenen Betrieb genügend sicher angelegten Spargelder eine bevorzugte Verzinsung erfahren würden.

Ein weiterer Weg ist die Form der reinen Gewinnbeteiligung, die ja aus früheren Zeiten her schon Vorgänge aufzuweisen hat. Auch hier ließe sich durchaus denken, daß durch diese Form, genau wie bei den übrigen beiden, eine größere Verbundenheit mit dem Betriebe und selbstverständlich auch eine größere Einflußnahme auf das Werk (durch die Gemeinsamkeit des Aktienbesitzes, Sparkapitals oder der Gewinnbeteiligung) möglich wäre. Man darf dabei nie vergessen, daß dadurch ein größeres Interesse am jeweiligen Betrieb und eine größere Freudigkeit und Sicherheit die Folge sein müßte und das Eigentum sowohl an den Betrieb als auch an Gesellschaft und Staat bindet.

Wir geben allerdings zu, daß diese Ideen noch nicht genügend einheitlich geklärt sind und daß schließlich auch andere Formen, die den Arbeitnehmern größeren Einfluß geben, ohne die Industrie und Wirtschaft zu hemmen, denkbar sind. Jedenfalls entspricht die Durchführung der Idee in irgendeiner Form auch dem Rechtsempfinden und dem Grundsatz, daß der Besitz verpflichtet und andererseits die Arbeitnehmer gleichberechtigt an Staat und Wirtschaft sein sollten. Alles, was durch die geistige oder körperliche Arbeit von den Arbeitnehmern geschaffen wird, gibt auch ihnen ein Recht der Mitbestimmung und Mitverantwortung.

* * *

Ferner ist notwendig, daß die deutschen Arbeitgeber ihre Organisations- und gewerkschaftfeindliche Tendenz an den Nagel hängen und der Tatsache, daß sich die Organisationen längst ihre Gleichberechtigung gegenüber den Arbeitgeber-Organisationen erkämpft haben, mehr wie bisher Rechnung tragen. Die Einführung neuer Arbeitsmethoden kann nicht gegen die Arbeitnehmer und ihre Organisationen, sondern sie kann nur mit denselben durchgesetzt und erfolgreich gestaltet werden. Am Widerstand der Organisationen ist Taylor hauptsächlich gescheitert. An diesem Widerstand würde auch die Einführung der neuen Arbeitsmethoden scheitern müssen, wenn dabei nicht gleichzeitig Hand in Hand wesentliche Verbesserungen auch für den ganzen Stand der Arbeitnehmer in der Frage der Erhöhung der Kaufkraft ihre Sicherstellung und der Arbeitszeit erzielt werden.

Wichtig erscheint uns auch, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer in irgendeiner Form der Arbeitsgemeinschaft sich zusammenfinden und gemeinsam diese neuen Arbeitsmethoden studierten und versuchten, sie zu verbessern und die schlechten Seiten in bessere umzuwandeln. Dann könnte die Umstellung weit schneller und reibungsloser gehen, als wenn in dieser wichtigen technischen Frage die Meinungen auseinandergehen und hemmende Reibungen sich zeigen würden.

* * *

Nötig ist ferner, daß unsere studierende Jugend, die späteren Betriebsleiter, nicht nur Materialkunde, Maschinenlehre und Stoffwirtschaft beherrschen, sondern auch in der Arbeiterfrage und in der Kunst, Menschen zu behandeln und zu verstehen, sich auszubilden versuchten. Das Ziel der Wirtschaft ist nicht nur in der Verbesserung der Maschinen zu suchen und zu erreichen, sondern letzten Endes ist und bleibt das Ziel der Wirtschaft der lebendige Mensch und die Hebung der Kulturstufe. Die Entwicklung wird zeigen, daß mehr und mehr die Werte, die in der Arbeiterschaft liegen, geweckt und herangezogen werden müssen. Betriebsleiter und Industrielle müssen verstehen, in der Seele ihrer Arbeiter zu lesen und das Vorwärtsstreben der Arbeitnehmer durch Heranziehung zur Mitverantwortung im Produktionsprozeß nutzbar zu machen. Die Gegensätze zwischen Betrieb und Mensch müssen durch ein Verständnis für die berechtigten Interessen der Arbeitnehmerschaft ausgeglichen werden. Der Weg in die Zukunft kann nicht im Gegeneinander der Leitungen und Belegschaften, sondern lediglich im gemeinsamen Vorwärtsstreben beider Teile

mit Erfolg für die Dauer beschritten und gegangen werden. Deswegen muß der Betriebsleiter und der Industrielle neben seinen technischen und wirtschaftlichen Fähigkeiten auch immer mehr psychologische Menschenkenntnis und die Kunst der Menschenbehandlung sich aneignen und Verständnis für die sozialen und wirtschaftlichen Fragen der Arbeitnehmer aufbringen. Es muß der Arbeitnehmerschaft in den Betrieben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht auf Mitgestaltung und Mitverantwortlichkeit an der technischen und organisatorischen Entwicklung überall gegeben werden. Die Verständigung mit den Gewerkschaften und das Hand-in-Handarbeiten mit den Betriebsvertretungen sind Wege hierzu. Je schneller und freier man diese Wege geht, desto besser für das deutsche Volk und für die deutsche Wirtschaft.

Die Großdeutsche Tagung des H. D. A. in Wien.

Stimmungsbilder aus Wien und Graz.

Von F. Siebrecht (Burschenschaft Markomannia).

Am Dienstag, den 9. März traten wir unter Leitung unseres Grenzlandamtes die Reise an. Bald hatte sich unser ein froher Sinn bemächtigt, der immer höhere Wellen schlug, je mehr wir uns der einstigen Kaiserstadt näherten. Schon in Frankfurt verschwanden wir fast in dem großen Strom von Kommilitonen, die, vom Rhein kommend, aus Marburg, Gießen und Frankfurt selbst, dasselbe Ziel vor Augen hatten. So rollten wir dahin durch deutsche Lande, eine Schar entschlossener Jünglinge, um denen dort drüben, jenseits von Passau, Salzburg und Bregenz warmen Herzens die Bruderhand zu drücken und ihnen zu sagen: seht, wir sind gekommen, um Euch dereinst, wenn die Stunde schlägt, heim zu führen in das Vaterhaus, aus dem Euch ein rauhes, unerbittliches Geschick vertrieben hat. —

Leider sank schon vor Nürnberg die Nacht über das Land, so daß wir weder die schönen Gegenden unseres Vaterlandes, noch die Naturschönheiten, durch die einst schon die Nibelungen gen Etzelen Land gezogen waren, genießen konnten. Der Wettergott war uns leider auf der Fahrt und auch auf der Tagung selbst nicht günstig gestimmt, und so hielten wir bei naßkaltem Wetter unseren Einzug in Wien. Die dortigen Studenten nahmen sich unser gleich in der liebenswürdigsten Weise an, und unter dieser freundlichen Führung gelangten wir bald in unsere Quartiere, die uns die gastfreundlichen Wiener zur Verfügung gestellt hatten. Der erste Tag gehörte noch uns und wurde auch weidlich ausgenutzt, um möglichst viel von den Schönheiten Wiens zu sehen. Wer staunte nicht beim Anblick des herrlichen gothischen Rathausbaues, des Parlamentes, das durch seine Wuchtigkeit so recht die Macht der untergegangenen Monarchie verkörpert, oder der Hofburg, in deren Mauern seit Maria Theresia so mancher schicksalsschwere Entschluß gefaßt wurde. Und so manches andere Baudenkmal fesselte das Auge, und vergebens suchte man Vergleiche aus dem Reich heranzuziehen. Wohl haben wir ein Köln, ein Hamburg, ein München, wir haben auch ein Berlin, aber ein Wien mit dem Gepräge der jahrhunderte alten Kaiserstadt, mit einer Bevölkerung so leichten und warmen Blutes, die aber trotzdem ihre Ursprünglichkeit, ihren unbefleckten Frohsinn bewahrt hat, so ein Wien besitzen wir nicht. So kann man es dem Wiener nachfühlen, wenn er auch noch heute mit Stolz behauptet: „'s gübt nur a Kaiserstadt, 's gübt nur a Wian".

Die nächsten Tage galten der angestrengten Arbeit in den verschiedenen Ausschüssen, in denen 1500 Studenten aus dem Reiche saßen. Von prominenten Persönlichkeiten des Reiches als auch Österreichs wurde eingehend die Frage des Anschlusses behandelt. Und wenn man auch oft mit wehem Herzen zugeben mußte, daß uns heute die Macht fehlt, die Sehnsucht eines Sechsmillionenvolkes zu stillen, so liegt es doch an uns, die notwendige Kleinarbeit zu leisten, bis der Tag kommt, an dem die Grenzpfähle herausgerissen werden aus deutschem Boden, und es auch vor der Welt ein einzig Volk von Brüdern gibt. Aber über diese ernste Arbeit, bei der man manchmal drohte kleinmütig zu werden, vergaß man doch nicht, daß man in Wien war. Zu Ehren der Gäste aus dem Reich wurden im Burgtheater Nestrois Altwiener Posse „Einen Jux will er sich machen" und in der Hofoper „Die Meistersinger" gegeben, Aufführungen, die den Teilnehmern unvergeßlich sein werden.

Den Schluß der Tagung bildete die erhebende Totengedenkfeier für die gefallenen österreichischen Kommilitonen. Die Worte des Dankes, die hierbei Dr. Kolbe fand, konnten nur zu schwach sein, um all die Dankesschuld abzutragen, in die wir durch die warme und herzliche Aufnahme, die wir in Wien gefunden hatten, gebracht wurden. Und es mutete einen dann sonderbar an, als das Deutschlandlied von Männern gesungen wurde, die von uns aus dem Reich, die wir nur allzuoft glauben, allein das Monopol auf das Deutschtum zu besitzen, bis vor nicht allzulanger Zeit zu den Deutschen zweiten Grades gezählt wurden. Das war kein leichtfertiges Dahinsingen, noch Hurrapatriotismus, sondern man sah es den Alten Herren, die im Kampf um ihr Deutschtum ergraut waren, und den jungen Kommilitonen an, daß es ihnen verdammt ernst ist — vielleicht ernster als uns — um das kommende Großdeutschland. Zum Schluß dieser erhebenden Gefallenenfeier legte Dr. Weinmann einen mächtigen Lorbeerkranz an dem Denkmal der Helden nieder, die letzten Endes auch für uns in der Überzeugung gehandelt haben: honestum est, pro patria mori.

Hiermit schloß die eigentliche Großdeutsche Tagung, und wenn noch anschließend am Sonntag abend der Deutsche Schulverein Südmark uns zu Ehren einen „Österreichischen Abend" veranstaltete, so können wir ihm nicht genug dankbar sein für diesen glücklichen Gedanken. Hier wurde uns erstmalig Gelegenheit geboten, außerhalb der Theorie nun auch einmal in persönliche Fühlung mit dem österreichischen Volke zu treten, von dessen schöner Seele uns ein Gerstäcker und Rosegger nicht genug erzählen können und ein Defregger

manches schöne Bild geschenkt hat. Dem Teilnehmer wird es unvergeßlich sein, als er in diesem Saale die erschienenen Oberösterreicher in ihrer Tracht, dort die Unterösterreicher, in jenen Räumen des Künstlerhauses die Steiermärker, Kärntner und Tiroler mit ihren Instrumenten sah, und wer eilte nicht, wenn irgendwo Blechmusik, Gesang oder der Dudelsack ertönten? Und wenn man diese stämmigen und kernigen Gestalten aus den Gebirgstälern betrachtete, konnte man es nicht verstehen, das kleine, windige Menschen, die bis jetzt nur daran gewöhnt waren, Makaroni zu schlucken, sich an so harte Brocken wagen. Aber da wurde es einem so froh ums Herz, denn man empfand es, daß auch ein Mussolini vergänglich ist, daß aber die Berge und ihre Bewohner dieses schwarze Hemd trotz allem überdauern werden!

Noch lange tanzten wir mit diesen frischen Bäuerinnen, wie man ihresgleichen nur zu selten noch im Reiche findet. Und wer denkt nicht gerne noch an sie zurück, an die beiden aus dem Pustertal und an die aus dem Gailtal, an diese unverdorbenen Kinder der Natur?

Am Montag hieß es nun Abschied nehmen von einer Gastfreundschaft, wie man sie selten findet, fort von Schönheiten, wie man sie sich nicht erträumt hat.

Nur etwa 120 Burschenschaftern war es noch vergönnt, sich weitere Kenntnisse über Österreich zu erwerben. Es ist der Vereinigung Alter Burschenschafter, Graz nicht hoch genug anzurechnen, daß sie zusammen mit dem Deutschen Schulverein Südmark an die Deutsche Burschenschaft die Einladung richtete, anschließend an die Wiener Tagung noch das Burgenland zu besuchen. So fuhren wir über den Semmering hinunter nach Mürzzuschlag und Graz, wo uns dieselbe Gastfreundschaft entgegengebracht wurde wie in Wien.

Unter der liebenswürdigen Führung der Grazer Kommilitonen wurde am Montag nachmittag die Stadt besichtigt und vom Schloßberg der herrliche Rundblick auf die Alpen und die weite Ebene genossen. Welche Bedeutung unserem Besuche selbst von den Behörden beigemessen wurde, bewies uns der Begrüßungsabend, zu dem der Bürgermeister, die beiden Rektoren und der deutsche Generalkonsul erschienen waren. Sie alle widmeten uns warme Worte des Empfanges, aus denen immer wieder die Freude klang, daß wir von Wien auch noch nach Graz gekommen sind und damit das Interesse für die bedrohte Südmark bewiesen. Auch die Grazer Gesellschaft hatte es sich nicht nehmen lassen, uns durch dargebotene Tänze und Gesänge die Eigenart dieser frohen, aber durch den ewigen Kampf um sein Volkstum ernst gewordenen Menschen näher zu bringen. Bei angeregter Unterhaltung und manchem Studentenlied flog die Zeit dahin und nur zu rasch schon mußte man aufbrechen, denn in wenigen Stunden gingen die Züge ab, die uns zur Grenze bringen sollten. Die Teilnehmer wurden in drei Gruppen geteilt, die als Zielpunkte Spielfeld, Radkersburg und Heiligen Kreuz hatten. Der letzteren Gruppe angehörend, wurden wir schon am Bahnhof von Heiligen Kreuz vom Obmann der Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins Südmark, Herrn Wollinger, empfangen. Nach herzlichen Begrüßungsworten marschierten wir nach dem Dorfe selbst, wo uns die Bevölkerung mit schwenkenden Tüchern und fröhlichen Gesichtern empfing. Wie sehr sich selbst diese einfachen Bauern auf unseren Besuch freuten, beweist nichts besser als die Tatsache, daß mancher Bauer sich schwer beklagte, er habe Quartiere angemeldet und keine Studenten angewiesen bekommen.

Am Abend begrüßte uns im größten Saal des Dorfes der Bürgermeister und dankte uns, daß wir auch noch an die ungarische Grenze gewandert sind, wo wir uns nun überzeugen könnten, daß echte Deutsche dort wohnen, die siegreich geblieben sind im Kampf mit der Magyarisierung. Zur Unterhaltung führten die Bauern ein Theaterstück auf, sangen uns heimatliche Lieder, und so kam bald eine fröhliche Stimmung und Ungebundenheit auch bei den Bauernmädels auf, zu denen manche zählte, die die bunte Mütze aus einem fernen Dorfe angelockt hat. Und dann wurde getanzt, aber nicht „modern", wie es bei uns die Bauern zu tun pflegen. Wiederum mahnte die vorgerückte Stunde zum Aufbruch. Ein letzter, warmer Händedruck, und auch diese schönen Stunden in Josef Deutschs Einkehr-Gasthaus gehörten der Vergangenheit an. Dort aber in Heiligen Kreuz wird man noch lange erzählen von deutschen Studenten und bunten Mützen.

Der Zug brachte uns am Mittwoch nach Graz zurück. Der Nachmittag und Abend wurde mit einem schönen Exbummel ausgefüllt. Leider hieß es nun, allmählich auch von Graz Abschied nehmen. Wie in Wien bildeten sich auch hier einzelne Gruppen, um auf verschiedenen Wegen die Heimat zu erreichen. Ein buntes Bild bot der kleine Grazer Bahnhof, als wir am Zug noch einige Augenblicke mit unseren Gastgebern beisammen standen, um ihnen nochmals unseren tiefen Dank zu sagen für das, was sie uns für das ganze Leben an schönen Erinnerungen mitgegeben haben.

Zu rasch nur brachte uns der Zug über Leoben nach Innsbruck. Die tief herunterhängenden Wolken verschlossen uns leider jede Aussicht, und nur hie und da konnten wir die Herrlichkeit der Natur ahnen, durch die wir fuhren. Nur am Ausgang des Arlbergtunnels hatte ein Gott Erbarmen, und hier konnten wir uns so recht ein Bild machen von der Wuchtigkeit der Alpenlandschaft. Rasch ging es nun dem Bodensee zu, und bei Bregenz verließen wir das Land, das wir in den wenigen Tagen so lieb gewonnen haben.

Man spricht heute viel davon — vielleicht schon viel zu viel — daß der Akademiker zum Führer des Volkes auserlesen wäre. Es ist gut, daß dies der Fraseologie angehört, durch die unsere Zeit mit gekennzeichnet wird. Es steht aber fest, daß noch genügend Kräfte in unserem Volke schlummern, die dereinst derjenige Führer in sich vereinen wird, der uns dem ersehnten Morgenrot einer besseren Zukunft entgegenführen wird. Und auf dem ersten Meilenstein des dornenvollen Weges, den wir dann mit ihm beschreiten müssen, wird tief eingemeißelt stehen:

Großdeutsche Tagung.

Deutsche Studentensprache.

Von cand. jur. et. rer. pol. Norbert Breslauer, Breslau.

Ein jeder Stand und Beruf hat seine eigene Sprache. Im Laufe der Zeiten kristallisiert sich um einen festen Kern von Ausdrücken ein ganzer Stamm von „*termini technici*". So erging es auch der Sprache, die für die deutsche studierende Jugend charakteristisch ist. Man muß hier das „deutsch" betonen, da nur in unseren Landen das „Burschentum" mit seinen vielen Gebräuchen — die eben auch in dieser Sprache einen deutlich erkennbaren Niederschlag gefunden haben — bis heute noch anzutreffen ist, während andere Nationen über den „Waffenstudenten mit Band und bunter Mütze" mehr oder weniger ironisch lächelnd zur Tagesordnung übergehen. Und doch ist auch bei uns nur noch wenigen jene fröhliche, goldene Sorglosigkeit der Jugend beschieden, mit der die einstige Studentenzeit vor dem geistigen Auge der Älteren unter uns wiedersteht. An ihre Stelle ist bei sehr vielen die trübe Notwendigkeit des „Werkstudententums" getreten.

Mit dem Wort „Bursch" kommen wir zum eigentlichen Thema unserer Betrachtung. „Bursche" ist ursprünglich eine Femininform aus dem mittellateinischen „*bursa*" = Beutel, Geldbeutel, Börse, Tasche (griechisch *byrsa* = Fell, Leder, Beutel), bedeutet dann gemeinsame Tasche bzw. gemeinschaftliche Kasse einer Genossenschaft von Studenten, die in demselben Hause gemeinsam leben; endlich stellt es eine Genossenschaft von Studenten selbst dar und schließlich wurde es auch auf den einzelnen hiervon bezogen („Burs oder Burschgesell"). Die Entwicklung des Sammelbegriffs zur Individualbezeichnung geht hier ähnlich wie bei „Rekrut", „Frauenzimmer" oder „Kamerad" vor sich. Das 17. Jahrhundert brachte dann aus der kollektivischen weiblichen Form ein konkretes Maskulinum „der Bursch" hervor. Jetzt wird es nur noch in studentischem Sinne von den Mitgliedern einer Verbindung — z. B. „Corpsbursche" — gebraucht, jedoch kennt man in Breslau auch seit einiger Zeit eine Studentengemeinschaft mit der Bezeichnung „Burse". Ehemals zeigte „Bursch" jeden jungen Menschen an, und zwar hauptsächlich den Kaufmannsdiener wegen der „Börse". Nach einer anderen Deutung schrieb man auch „Pursch", und das könnte vielleicht von dem alten Ausdruck „pürschen", d. h „schießen" entstanden sein und damit zuerst einen Jäger bezeichnet haben. Man sagte ja auch „Jägerpursch", „Revierpursch". — „Im allgemeinen scheint es also, als ob man ursprünglich Leute damit bezeichnet habe, die mit Schießgewehren umgehen."

Soweit berichtet Chr. W. Kindleben, ein Theologe, der wegen Widrigkeiten in seinem Berufe scheiterte. Er gab als erster, um das Jahr 1780, ein Lexikon der Studentensprache heraus, oder wie er selbst sagte: „Idiotikon der Burschensprache". In der halleschen Studentensprache bezeichnet „Bursche" im engeren Sinne einen Studenten, der ein Jahr lang immatrikuliert ist. Er bekommt alsdann gewisse Vorrechte, die jüngere Studenten entbehren müssen, er darf z. B. beim Duell sekundieren und bei einem Kommerse präsidieren. Für das später hallische Wort „Kommers" sagte Kindleben noch „Kommersch".

Wie der Weg der Burschensprache, also der Studentensprache, durch das 18. Jahrhundert bis ungefähr zum Jahre 1850 in die Gemeinsprache führte, ist leicht verständlich.

In den kleineren Universitätsstädten beherrscht der Wortschatz der Studentensprache auch die Verkehrssprache der Bürger. Diese sind durch mannigfache wirtschaftliche Vorteile mit den Studenten verbunden, und die Musensöhne stehen daher im Mittelpunkte ihres Interesses. „Der Philister" heißt es in L. Köhlers „Akademischem Roman" (vom Jahre 1843, S. 8), „ist mit der vollständigen Studententerminologie bekannt und tut sich nicht wenig darauf zugute, den Komment los zu haben, wie nur irgend ein bemoostes Haupt". Der Bursche beherrscht mit seiner Kastensprache nicht nur die Universitätsstadt, sondern er verpflanzt sie auch während der Ferien in seine Heimat und später als „Philister oder Alter Herr" in seinen Lebensberuf. Zumeist den Kreisen der akademisch Gebildeten entspringt unsere Literatur, und wie gern flicht der jugendliche Schriftsteller, der eben die Universität verlassen hat, in seine ersten Geisteserzeugnisse burschikose Wendungen aus der Burschensprache, die ihm eine froh verlebte Studentenzeit von selbst darbietet. Dazu kommt, daß das Universitätsleben bei uns zu allen Zeiten nicht ausschließlich für die abstrakte Wissenschaft gearbeitet hat. Die akademische Freiheit bildet den Jüngling und erzieht ihn in gleichem Grade zum Menschen, der einer bedeutenden Stellung im Leben des Volkes gewachsen sein muß. Stets hat das buntfarbige Leben, das vielseitige Getriebe der akademischen Jugend die weitesten Kreise angezogen. — Für die Geschichte unseres Studententums nahmen Gießen und Halle, vor allem aber Jena eine hervorragende Stellung ein. Laukhard, ein bekannter „burschikoser" Schriftsteller, sagt in seinen „Briefen über Jena": „Die Sprache der Jenischen Studenten war ein Gemisch von Kunstworten."

Die Stadt Halle zeichnet sich dadurch aus, daß sie zwei der ältesten Burschenwörterbücher aufzuweisen hat. Die Quellen, aus denen wir unsere Kenntnisse über die Kastensprache schöpfen, rieseln bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nur äußerst spärlich. Kein Wörterbuch zeigt die Materialien auf. Erst 1781 erschien das schon erwähnte Studentenlexikon Chr. W. Kindlebens und 1795 Augustins „Idiotikon der Burschensprache", beide reichhaltig und gewissenhaft. Im 19. Jahrhundert fließen die Quellen reicher. Die Stammbücher sind in den Hintergrund getreten, und die Kommersbücher nehmen einen um so breiteren Raum ein. In der Hälfte des 19. Jahrhunderts blühte die studentische Literatur auf, nach dem Vorbilde der Jobsiade, die der 1824 verstorbene Bochumer Arzt Kortum verfaßte.

Unsere Burschensprache umfaßt das ganze Studentenleben in seinen Formen und Äußerungen. Alles hat einen sogenannten „studentikosen" Ausdruck gefunden. Das ganze Zechwesen umgibt ein eigener Sprachschatz. Die Welt um sich sieht der Student mit selbständigem Blick an und findet für sie Bezeichnungen, die durch die Prägnanz und Schärfe der Beobachtung, aus der sie hervorgegangen sind, mit der Schlagfertigkeit der unliterarischen Volksmasse wetteifern können. Feine Schattierungen für moralische und intellektuelle Fehler überraschen uns hier oft ebenso, wie die sinnliche Kraft und natürliche Urwüchsigkeit, der kernige Humor und die kecke Dreistigkeit der Sprachhandhabung in anderen Fällen. Diese Frische und Ursprünglichkeit, dieses eigenartige Sprachleben, verdient schon an und für sich ernstes Studium, verlangt es aber gebieterisch als Quelle, aus der unsere Schriftsprache viel Gutes übernommen hat.

In der Studentensprache kann man verschiedene Elemente an ihrem Einfluß wiedererkennen, z. B. die Antike, die der Student mit Übermut und Keckheit in derbkomischer Verschmelzung von Deutsch und Latein auf den Kneipen handhabt. Das „*ex*" des heutigen Komments kennt Fischart im Liede: „Trinks gar aus! *totum ex!*" Die Paragraphen des alten „*Jus potandi*" lauten in burschikosem Latein: „*Qui bibit*

ex neigis, ex frischibus incipit idem". Wir wollen nur einige aus der Fülle der Bezeichnungen herausheben: zu Olims Zeiten, Exkneipe, Konkneipant; die Füße eines Mädchens werden „„*plumbissime*" und der Busen eines anderen scherzhaft „*schlechtissime*" genannt. Schwulität, *in floribus* leben, *gassatim* oder *gassatum* gehen, *Grobianus, burschikos* und *studentikos* (mit der griechischen Endung *kos*) u. ä.

Die burschikose Zoologie ist vertreten durch: Gymnasiast = Frosch oder Schulfuchs, zwischen Abgangsprüfung und Immatrikulation „*mulus*" (Maulesel und später „krasser Fuchs", dann im 2. Halbjahr „Brandfuchs (Brander)", dem dann im 3. Semester der Ehrentitel „Bursche" (vgl. oben) folgt. Die inkorporierten Studenten heißen in Bern: „Bären", anderwärts „Finken" und „Kamele". Auch „Pudel" = Pedell (Universitätsdiener) wäre zu erwähnen. Nicht zu vergessen ist aber die Tätigkeit, die der „Student", „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe" angesichts des Examens wohl oder übel auf sich nehmen muß, nämlich das „Studieren" mit den Bezeichnungen: „eseln, ochsen, büffeln". Die Bezeichnung „Backfisch" für „junges Mädchen" gehört ebenfalls hierher.

Der betrunkene Sohn der „*alma mater*" hat einen „Spitz, oder „Affen", dem sich schließlich ein „Kater" mit dem obligaten „Katzenjammer" beigesellt. Doch auch das „Kälbern" wird in diesem Zustande nicht allzulange auf sich warten lassen.

Biblisch-theologische Nachklänge sind: „Bischof und Papst trinken" als „Bierduelle" und „Philister" für Nicht-Student, Nicht-Bursche (auch für Haus- oder Kneipwart des Studenten).

Französischer Einfluß macht sich geltend in: „renommieren" (= „prahlen", entstanden um 1800). Man bezeichnete überhaupt damals die Korporationsstudenten mit ihrem laut polternden Wesen als „Renommisten", die meistens mit großen Hunden („Renommierhunden"), „Hieber" (Säbel) und Hetzpeitsche die Stadt durchritten. Eine „Contrahage" kam bei dieser Gelegenheit gar bald zustande. Seine Hauswirtin nennt der Studiosus als Gegenstück zu deren „Herrn und Gebieter" „Philistresse" oder „Phileuse" und ihre Tochter ist die „Philine", mit der er gar „kräftiglich poussieret".

Grammatische Eigenarten zeigen sich auch in den Umbildungen „gewunken (gewinkt), „gegonnen" (gegönnt), „blamoren" (blamiert), „überzogen" (überzeugt), „gemorken" (gemerkt). An den Schluß der Hauptwörter hängt die Studentensprache oft willkürlich ein „s" an: die „Jungens", „Kerls", „Mädels". — In den Steigerungsgraden ist die Burschensprache sehr „steigerungsfähig: „kreuzbrav", „saudumm", „kannibalisch wohl" (vgl. Faust I, Auerbachs Keller). Zwar ließe sich die Aufzählung solcher „pyramidalen" Ausdrücke noch beliebig „riesig" erweitern, da ihre Zahl „Legion" ist, aber wir wollen es uns mit Polonius' „Kürze ist des Witzes Seele" an diesem flüchtigen Küchenzettel genug sein lassen.

In der Gegenwart spielt die reine Verdeutschung eine Rolle. Im Jahre 1920 stellte A. Petzold in seinem „Weckruf an die deutsche Hochschuljugend" mit Bedauern fest, daß im studentischen Deutsch die Fremdwörterei eine unverdient große Bedeutung einnähme. Der „Deutsche Sprachverein" hat, um die Studentensprache zu „reinigen", im Jahre 1922 ein Büchelchen unter dem Titel „Verdeutschungen fremdsprachlicher studentischer Ausdrücke" herausgegeben. Doch ohne Zweifel sind nicht alle Ausdrücke in glücklicher Weise verdeutscht worden, man wird sogar über einige lächeln müssen; dennoch verpflichtet das Unternehmen des deutschen Sprachvereins ob seines Eifers immerhin zu Danke. Denn in dem Leser des Büchelchens wird das Gewissen aufgerüttelt, sich auf seine Muttersprache zu besinnen. „Deutsch sein, heißt Charakter haben." (Fichte.)

Möge die deutsche akademische Jugend dieses Wort wahr machen, indem sie die Vorkämpfer stellt für den Kampf um eine wahrhaft reine und schöne deutsche Sprache!

Rundschau.

Zur Herabsetzung der Studentenschaftsbeiträge.

Im Amtlichen Preußischen Pressedienst gibt das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung unter Bezugnahme auf die Unterschlagungen an der Universität Berlin bekannt, daß es eine Herabsetzung der Beiträge für die Einzelstudentenschaften und des an die Spitzenorganisation der Deutschen Studentenschaft abzuführenden Beitrages verordnet hat. Der Hauptausschuß der Deutschen Studentenschaft nahm dazu in seiner Sitzung vom 28. April 1926 folgende Stellung:

1. Der § 8 Absatz 2 der Staatsministerialverordnung vom 18. September 1920 sieht lediglich vor, daß das Ministerium die Höchstgrenze für die Kopfbeiträge der Einzelstudentenschaften durch eine Ausführungsbestimmung festsetzt. Ein Recht, über die Einzelverwendung dieser Gelder zu entscheiden, steht danach nur der Studentenschaft im Einvernehmen mit dem Vermögensbeirat zu. Somit entziehen sich auch die von den Einzelstudentenschaften an die Deutsche Studentenschaft abzuführenden Beiträge der Festsetzung oder Beurteilung durch das Ministerium.
2. Die Unterrichtungsverwaltungen aller deutschen Hochschulländer sind im Vermögensbeirat der Deutschen Studentenschaft durch einen Vertrauensmann vertreten. Trotzdem sich der Vermögensbeirat einstimmig für den Kopfbeitrag in der vom Deutschen Studententag 1925 beschlossenen Höhe von Mk. —.75 eingesetzt hat, hat das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung durch seinen Erlaß einen andersgehenden Einfluß auf die Höhe der Kopfbeiträge für die Deutsche Studentenschaft auszuüben versucht.
3. Der Haushaltsplan der Deutschen Studentenschaft ist für den Zeitraum eines Jahres aufgestellt. Durch die Änderung der Beiträge mitten im Geschäftsjahr, wo bereits Ausgaben auf die zweite Jahreshälfte gemacht worden sind, erwachsen der Deutschen Studentenschaft für die Durchführung ihrer Aufgaben große Schwierigkeiten. Eine Mitteilung dieser Maßnahme an die Deutsche Studentenschaft ist zudem erst zwei Tage vor Veröffentlichung des Erlasses erfolgt.
4. Es wird festgestellt, daß die Unterrichtsverwaltungen der anderen deutschen Hochschulländer keinen Anlaß sehen, in die studentische Selbstverwaltung derart schwere Eingriffe zu unternehmen, wie sie das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung versucht.
5. Trotzdem § 11 der Staatsministerialverordnung vom September 1920 der Studentenschaft die alleinige Verfügungsbefugnis über ihre Gelder zuerkennt, bestimmt der Erlaß vom 19. 4. 1926 die Überweisung einzelner Beträge von der Hochschulkasse unmittelbar an die Empfänger ohne Mitwirkung der Studentenschaft.
6. Der Hauptausschuß bedauert, daß durch die Maßnahmen des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst

und Volksbildung auch die außerpreußischen Studentenschaften in ihrer sachlichen Arbeit gestört werden.

7. Das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung führt in seiner Bekanntgabe dieser Maßnahmen im Amtlichen Preußischen Pressedienst die Veruntreuungen an der Universität Berlin als Begründung an, obgleich das Ermittlungsverfahren in dieser Angelegenheit noch nicht abgeschlossen ist. Die Begründung dieser generellen Regelung mit einem Einzelfall ist geeignet, das Ansehen der gesamten Deutschen Studentenschaft in der Öffentlichkeit auf das schwerste zu schädigen.

Aus den angeführten Gründen erhebt der Hauptausschuß der Deutschen Studentenschaft schärfsten Protest gegen die durch den Erlaß vom 19. 4. 1926 angeordnete Maßnahme.

Preußisches Kultus-Ministerium und Deutsche Studentenschaft.

In einem Erlaß vom 3. Mai 1926 teilt das Preußische Kultus-Ministerium mit, daß diejenigen Studenten, die als Vorstandsmitglieder ihrer Studentenschaft beschließen, höhere Beiträge an die Spitzenorganisation abzuführen, als dies vom Preußischen Kultus-Ministerium vorgesehen ist, disziplinarisch strafbar sind. Das Preußische Kultus-Ministerium greift damit in die Selbstverwaltung der einzelnen Studentenschaften ein, die zusammengeschlossen sind in der Organisation „Deutsche Studentenschaft", zu der sie die vom Studententag festgesetzten Mitgliedsbeiträge zu zahlen haben. Obwohl sämtliche preußische Studentenschaften einstimmig beschlossen haben, für das Haushaltsjahr einen Kopfbeitrag von 75 Pfg. an die Deutsche Studentenschaft abzuführen, und obwohl der Vermögensbeirat der Deutschen Studentenschaft, der aus Vertretern der Dozentenschaft, der Hochschulverwaltungen der deutschen Länder und des Wirtschaftslebens besteht, diesen Haushaltsplan gebilligt und geprüft hat, versucht das Preußische Kultus-Ministerium auf diese privaten Beiträge Einfluß zu nehmen und somit die Gesamtorganisation in ihrem Aufgabengebiet zu kontrollieren. Besonders bedenklich ist dies Vorgehen des Preußischen Kultus-Ministeriums deshalb, weil es sich ohne Prüfung der Sachlage gegen einen einstimmigen Beschluß sämtlicher preußischer Studentenschaften richtet. Es ist dies nach dem Verbot des Marburger Studententages 1922 das zweite Mal, daß das Preußische Kultus-Ministerium gegen Amtshandlungen im Rahmen der studentischen Selbstverwaltung disziplinarisch vorgehen will. Vorstand und Hauptausschuß der Deutschen Studentenschaft haben in einem Schreiben erklärt, daß sie sich an die Beschlüsse des Berliner Studententages 1925 gebunden erachten und deshalb die Maßnahmen des Ministerium nicht anerkennen können.

Zur Rechtslage dazu ist folgendes zu bemerken:

Das Vorgehen des Kultus-Ministeriums ist um so unerklärlicher, als nach § 8 Absatz 1 der Staatsministerialverordnung vom 20. September 1920 die Einzelstudentenschaften befugt sind, von ihren Mitgliedern Beiträge zu erheben, über deren Höhe und (§ 10) Einzelverwendung in Übereinstimmung mit dem Vermögensbeirat verfügt werden kann. Das Kultus-Ministerium hat nach § 8 Absatz 2 lediglich das Recht, die Höchstgrenze des Gesamtbeitrages festzusetzen.

Tagung der Confédération Internationale des Etudiants in Stuttgart.

In der Zeit vom 11. bis 14. April fand in Stuttgart die Sitzung des Hauptausschusses der Deutschen Studentenschaft und des Exekutiv-Komitees der Arbeitsgemeinschaft Studentischer Nationalverbände *(C. I. E.)* statt. Die Stadt Stuttgart hatte die Teilnehmer zu einem Begrüßungsessen in der Villa Berg eingeladen, das Württembergische Staatsministerium zu einem Imbiß im Hotel Marquardt mit anschließendem Besuch der Staatsoper. Auf eine Einladung der Stuttgarter Studentenschaft fand dann am Mittwoch, den 14. April, abends 8 Uhr, auf dem Hause des Corps Bavaria ein Bierabend statt, zu dem neben den Vertretern der Stuttgarter Studentenschaft die Mitglieder des Hauptausschusses der Deutschen Studentenschaft erschienen waren. Ferner waren erschienen der Rektor unserer Hochschule, S. Magn. Herr Professor Veesenmeyer, Herr Oberregierungsrat Köstlin vom Württ. Staatsministerium und Herr Dr. Weidler als Vertreter der Stadtverwaltung.

Obwohl die ausländischen Gäste etwas später erschienen waren, da sich die Nachmittagsverhandlungen allzu lange hingezogen hatten, verlief der Abend recht harmonisch und gemütlich. In der Begrüßungsansprache wurde zum Ausdruck gebracht, daß der Abend für die fremden Gäste dazu angetan sein möge, deutsches Studentenleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Über die Verhandlungen selbst ist an anderen Stellen schon berichtet worden. (Siehe Bericht von Herrn Rasch.) Leider mußten sie als ergebnislos abgebrochen werden, da man sich über den für uns wichtigsten Punkt, die Sprachenfrage, nicht einigen konnte. Das Dankschreiben, das ein Vertreter der *C. I. E.*, Herr Munk, Tschechoslowakei, an den Vorstand unserer Studentenschaft richtete, schließt mit der Meinung, daß die gute und freundschaftliche Stimmung, die in Stuttgart dank der hervorragenden Gastfreundschaft herrschte, später ihre Früchte zeitigen wird.

Erster Hilfssportlehrerkursus in Darmstadt.

Vom 12. bis 22. April fand in Darmstadt der erste Kursus unseres Kreises zur Ausbildung von Hilfssportlehrern statt. Von der Universität Tübingen nahmen 12 Kommilitonen daran teil. Das Fernbleiben der Kommilitonen anderer Hochschulen ist wohl auf die unvollkommene Organisation von seiten der Kreisleitung für Leibesübungen zurückzuführen.

Dankenswerterweise hatte Herr Dipl.-Turn- und Sportlehrer Söllinger die Leitung des Kursus übernommen. Zu Mitarbeitern konnte er die Herren Dipl.-Turn- und Sportlehrer Ulrich-Darmstadt und Sorg-Freiburg gewinnen. Den Schwimmunterricht übernahm Herr Schneider-Magdeburg, während Herr *Dr. med.* Heuer, der Sportarzt der Darmstädter T. H., einige Vorlesungen über die Physiologie der Leibesübungen hielt.

Die Arbeitsgebiete waren Gymnastik, Leichtathletik, Spiele und Schwimmen. Die planmäßigen Darbietungen geben einen Einblick in das System und die Technik eines fortschrittlichen und modernen Turnbetriebes, der nach physiologischen Gesichtspunkten den Körper harmonisch durchzubilden sucht.

Zu freudiger Turnarbeit boten das herrlich gelegene Stadion, die vorbildlich eingerichtete Turnhalle und das Städtische Hallenschwimmbad vorzügliche Gelegenheit. Am 22. April hatten die Tübinger die Ehre, bei sportlichen Vorführungen vor dem hessischen Landtag, der die Turnhalle besichtigte, mitzuwirken.

Die Kursarbeit fand einen schönen Abschluß in einem gemütlichen Zusammensein in den Räumen der Darmstädter Studentenhilfe, zu welchem in freundlicher Weise Se. Magni-

fizenz Herr Professor Eberle eingeladen hatte. Rückblickend auf die Veranstaltung kann behauptet werden, daß sie jedem Teilnehmer starke Anregungen gegeben hat, wofür hier nochmals den verehrten Herren Kurslehrern herzlicher Dank ausgesprochen sei. Möge durch Veranstaltung weiterer Kurse auch fernerhin die Turnarbeit der deutschen akademischen Jugend positiv gefördert werden.

Das Amt für Leibesübungen der Universität Tübingen.

Verband der Studentinnenvereine Deutschlands (V. St. D.) 1906–1926.

Der diesjährige Verbandstag des V. St. D. findet am 25. bis 28. Mai in Halle a. d. S., Vortragssaal der Moritzburg, statt und bietet im öffentlichen Teil folgende Veranstaltungen: Mittwoch, den 26. Mai 1926, vorm. 10 Uhr: Offizielle Eröffnung der Tagung. Festrede: Dr. Lina Mayer-Kulenkampff (Halle) „20 Jahre Verbandsarbeit"; nachm. 5 Uhr: Dr. Marianne Weber (Heidelberg), Einleitender Vortrag zum Verbandstagsthema: „Probleme der Lebensführung für die Frau". Donnerstag, den 27. Mai 1926, nachm. 4 Uhr: Dr. Charlotte Knaths (Halle): „Von den sozialethischen Aufgaben der Frau"; abends 8 Uhr: Dr. Gertrud Bäumer (Berlin): „Beruf und Lebensinhalt". Freitag, den 28. Mai 1926, nachm. 4 Uhr: Erika Küppers (Dropsig): „Die Umkehr im religiösen Denken der Gegenwart". Alle interessierten Frauen, besonders alle Kommilitoninnen, sind herzlich zu dieser Tagung eingeladen. Rechtzeitige Anmeldung erbeten an *stud. ver. nat.*, Elfriede Weise, Halle a. d. S., Gütchenstr. 9.

Verbindungen und Vereine.

Fachschaft für Elektrotechnik.

Von der Tätigkeit des Fachausschusses im Wintersemester 1925/26 ist vor allem die Abfassung und Überreichung der Denkschrift zu nennen, von der an dieser Stelle schon wiederholt die Rede war. Sie brachte uns dank des großen Entgegenkommens der Herren Professoren und Assistenten einen vollen Erfolg und die ersehnte, eindeutige Diplom-Prüfungsordnung. Der Besuch der Sprechstunden im letzten Semester war ein regerer als früher; es muß aber immer wieder festgestellt werden, daß die Kommilitonen von dem Recht, sich bei uns über alle das Studium betreffende Fragen Klarheit zu verschaffen, noch immer außerordentlich wenig Gebrauch machen.

Auch dieses Mal war der Fachausschuß vom Abteilungsvorstand zur Beurteilung der Gesuche um Studiengelderlaß hinzugezogen worden. Es standen 221 Drittel Erlasse zur Verfügung, die auf die ca. 180 Gesuche entsprechend verteilt wurden. Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß es selbstverständlich ist, die in den Vordrucken enthaltenen Fragen sorgfältig zu beantworten.

Auf der Elektrotechniker-Versammlung vom 12. d. Mts. wurde der Fachausschuß entlastet. Drei seiner bisherigen Mitglieder mußten aus persönlichen Gründen ihr Amt niederlegen; es sei uns gestattet, den scheidenden Herren hierdurch nochmals unseren Dank für ihre rege und anerkennenswerte Mitarbeit auszusprechen.

Die Neuwahl berief die Herren Wegener, Möller und Manteuffel als ordentliche Mitglieder in den Fachausschuß. Die im vorigen Semester eingerichteten Ämter zweier beratender Mitglieder werden nicht wieder besetzt.

Der neue Fachausschuß wird seine Sprechstunden in diesem Semester Donnerstags von 12—1 Uhr im Vereinszimmer des Elektrotechnischen Vereins abhalten. Briefe und Postsachen an den Fachausschuß bitten wir im Pförtnerzimmer, Hauptgebäude, abzugeben.

Kommilitonen, unterstützt uns weiter in unserer Arbeit in Euerm eigensten Interesse und dem unserer Hochschule!

Der Fachausschuß der Abteilung für Elektrotechnik.
i. A.: Härtel.

Akademischer Bauingenieur-Verein.

Bericht über die Vereinstätigkeit.

Die ersten Arbeiten im Wintersemester 1925/26 erstreckten sich auf die Vorbereitungen zum 27. Stiftungsfest, das am 28. und 29. November gefeiert wurde.

In seinem Festvortrag zum Stiftungsfest über „Neuere bewegliche Brücken" erläuterte Herr Professor Dr.-Ing. Kammer an Hand von zahlreichen interessanten Lichtbildern das Prinzip und die einzelnen Arten der beweglichen Brücken, um dann auf einige neueste Wettbewerbe näher einzugehen. Mit außerordentlichem Interesse folgte die Zuhörerschaft diesem fesselnden Vortrag.

Am 22. Januar 1926 stieg der 2. Vortragsabend des A.B.I.V. Der Vorstand des Psychotechnischen Institutes, Herr Privatdozent Dr.-Ing. Bramesfeld, sprach über „Psychotechnik im Bauwesen".

Vor überfülltem Hörsaal sprach am 5. Februar 1926 Herr J. Killer aus Baden (Schweiz) über „Die modernen Wasserkraftanlagen der Schweiz". Zunächst streifte er die wirtschaftliche Seite und erläuterte die Elektrizitätspolitik der Schweiz. Dann zeigte er anhand von Lichtbildern die technische Entwicklung.

Im Wintersemester 1925/26 wurden ferner noch zwei ordentliche Vereinsversammlungen abgehalten.

Den Abschluß der Veranstaltungen des Wintersemesters bildete die Schlußkneipe am 19. Februar.

Neu aufgenommen wurden im Wintersemester 1925/26 10 Herren, zum A. H. ernannt 5 Herren. Die Mitgliederzahl betrug am 1. März 1926 85 Herren.

Unsere Bücherei hat sich durch Stiftungen und Neuankauf derart vergrößert, daß ein weiterer Bücherschrank gekauft werden mußte. —

*

Freitag, den 11. Juni 1926 abends 8 Uhr findet im Fürstensaal, Grafenstr. 20, eine Abschiedsfeier für unser Ehrenmitglied, Herrn Geheimen Baurat Prof. Dr.-Ing. e. h. Wegele statt. Wir erwarten von unsern A. H. A. H. gerade zu dieser Veranstaltung eine zahlreiche Beteiligung. —

Unser Ehrenmitglied, A. H. Prof. Rüth wird voraussichtlich am 16. Juli über die Wiederherstellungsarbeiten zum Mainzer Dom sprechen. Es werden noch besondere Einladungen ergehen.

Vortragsabend des Studentenvereins „Bulgaria".

Die Vereinigung bulgarischer Studenten hatte für Freitag, den 9. Mai die Studierenden zu einem Vortragsabend in der Technischen Hochschule eingeladen. Das Interesse an der Veranstaltung war recht rege. Eine große Anzahl Kommilitonen, einige Professoren sowie viele Gäste aus der Stadt waren erschienen. Lange vor Beginn war der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. In den Gängen, in der Tür und sogar im Vorraum hatten Viele noch Aufstellung genommen. — Die Begrüßungsworte des Vereinsvorsitzenden

wurden mit Beifall aufgenommen. Er sprach von seinem Heimatlande, das in den letzten 50 Jahren vier Kriege hat über sich ergehen lassen müssen, und von dem festen Willen der bulgarischen Jugend, von deutscher Kunst und Wissenschaft zu lernen, um an einem neuen Aufstiege mitarbeiten zu können. — Zwei bulgarische Volkslieder, gesungen von Frau Stefanowa, leiteten über zu einem Vortrag des Privatdozenten Dr. Fritzler über Bulgarien. Der Redner gab die Eindrücke einer Reise nach Bulgarien wieder. Baudenkmäler aus neuerer und ältester Zeit (noch von Trajan her!), herrliche bulgarische Landschafts- und Städtebilder, Bulgaren in malerischen, farbigen Trachten zogen vor den geistigen Augen der Anwesenden und — soweit Abbildungen vorhanden waren — auch tatsächlich auf der Leinwand vorüber. Mit trefflicher Beobachtungsgabe wurden Land und Leute charakterisiert und Eigenartiges ihrer Sitten und Lebensgewohnheiten hervorgehoben. — Könnte die gerühmte selbstlose Gastfreundschaft des Bulgaren nicht zu einem Besuch dieses Landes verlocken? — Später ging Dr. Fritzler auf die politischen Verhältnisse des Landes ein. Ein Teil der Bevölkerung, Macedonien, lebt und leidet unter Fremdherrschaft. Hie und da züngelt bereits die Flamme des Aufruhrs. Todesurteile und Hinrichtungen dämpfen kaum mehr die Empörung. Wann — so fragt der Vortragende — wann machen sich die Leidenschaften des freiheitsliebenden und zur Tat entschlossenen Macedoniers frei? Was wird geschehen, das Land vor einem neuen, blutigen Kriege zu bewahren? —

Weitere Lieder schlossen sich an, bulgarische Volksweisen, von tiefer Schwermut getragen, von seltener Innigkeit fortschreitend und wachsend zu lodernder Leidenschaft und wieder in klagender Schwermut endend. Temperamentvoll vorgetragen (Klavier und Violine) wurde schließlich noch eine Rhapsodie von P. Wladigeroff. Reicher Beifall lohnte Veranstalter und Darbietende. T.

Gruppe Republikanischer Studenten. Wir machen alle republikanisch gesinnten Studenten auf die Gruppe und deren Veranstaltungen aufmerksam. Anschläge mit näheren Angaben befinden sich am Schwarzen Brett.

(Der Vorst. d. Gr.)

Von der Hochschule.

Geheimrat Wegele 25 Jahre Hochschulprofessor.

Am 1. April d. Js. trat der bekannte Eisenbahnfachmann unserer Technischen Hochschule, der Geh. Baurat Prof. Dr.-Ing. e.h. Hans Wegele in den Ruhestand. Diese Nachricht wird bei den ehemaligen Studierenden des Bauingenieurfaches unserer Darmstädter *alma mater* rege Teilnahme erwecken. Haben doch in den letzten Jahrzehnten alle Bauingenieure unserer Hochschule ihre Ausbildung im Eisenbahnwesen der gründlichen, unermüdlichen Lehrtätigkeit dieses Mannes zu verdanken, der gerade an diesem 1. April vor 25 Jahren nach erfolgreicher Berufsarbeit in der Praxis einen ehrenvollen Ruf an die hiesige Hochschule erhielt.

Als Nachfolger des Herrn Geheimen Baurats Professor Dr.-Ing. e.h. Wegele wurde Herrn Reichsbahnrat Neuleaux, bisher Vorstand des Eisenbahnbetriebsamts Berlin 6, die ordentliche Professur für Eisenbahnwesen an der Technischen Hochschule Darmstadt übertragen.

Die Auslandsarbeit der Deutschen Studentenschaft.

Auf der letzten Studentenversammlung führte der Referent, Herr Rasch, etwa folgendes aus:

Die Arbeit der D. St. beschränkt sich nicht etwa nur auf den Kreis unserer Kommilitonen, sondern greift auch über die Grenzen Deutschlands hinaus. Die D. St. selbst erfaßt über die staatlichen Grenzen hinaus alle Angehörigen des deutschen Volkes ihrer Abstammung und Muttersprache nach. Zwischen den Nationalverbänden der Studierenden aller Länder wurde von jeher ein allgemeiner internationaler Zusammenschluß der Studentenschaften zum Zwecke gemeinsamer Arbeit gesucht. Wie war es möglich, daß die D. St. in Stuttgart die Beziehungen zu diesem internationalen studentischen Zusammenschluß, zur Confederation internationale des Etudiants, abbrach?! Dazu ist es nötig, daß etwas näher auf die Vorgeschichte der *C. I. E.* eingegangen wird.

Die Studenten aller Länder stellten von jeher eine gewisse Macht dar. Aus der Vor- und Nachkriegszeit wissen wir, daß, wenn irgendwo eine gewisse Aktivität notwendig war, stets die Studierenden des betreffenden Landes beteiligt waren. Über die Häupter ihrer eigenen Regierungen hinaus haben sich nach dem Kriege die Studentenschaften mit anderen zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Diese Zusammenarbeit ist natürlich infolge ihrer Verschiedenheit nicht leicht, gewisse große Momente haben jedoch alle Studentenschaften gemeinsam. Gerade in der Nachkriegszeit war es für uns Deutsche unbedingt notwendig, daß wir unser Ansehen, das unter der gegnerischen Propaganda unter Ausschluß unserer eigenen im Ausland sehr gelitten hatte, wiedergewannen. Dies können wir nur dadurch erreichen, daß wir mit dem Ausland in engere Beziehung treten. Das waren vor allen Dingen die Gesichtspunkte, die zu unserer bisherigen Zusammenarbeit mit der *C.I.E.* geführt hatten.

1919 war es Frankreich, welches in richtiger Erkenntnis der günstigen Verhältnisse und aus dem Wunsche heraus, seine Vormachtstellung auch innerhalb der studierenden Jugend zu wahren, anläßlich des 8. Studentenkongresses in Straßburg am Jahrestage des Einzuges der französischen Truppen daselbst Vertreter von 17 Nationen zur Besprechung internationaler gemeinsamer Arbeitsgebiete einlud. Es war infolge der Mentalität der Nachkriegszeit außerordentlich schwer, diesem Zusammenschluß eine feste äußere Form in Satzungen zu geben. Frankreich benutzte seine Vormachtstellung, um seinen Haß gegen Deutschland auszutoben. Die Mittelmächte wurden also einfach übergangen. Ein französischer Kammerdeputierter wies darauf hin, daß die Regierung einen ausdrücklichen Ausschluß Deutschlands aus der *C. I. E.* verlange. Trotz der Deutschfreundlichkeit einiger Neutraler wurde die Bestimmung angenommen, daß Deutschland nur dann aufgenommen werden könne, wenn es bereits dem Völkerbund angehöre. 1920 wollten die Neutralen in Brüssel diesen Ausschlußparagraphen beseitigen. Dies scheiterte an dem restlosen Widerstande Frankreichs, dessen Vertreter von den Deutschen als „Mördern" sprach. Auf dem ersten Kongreß der *C. I. E.* in Prag 1921 stand wieder die deutsche Frage im Vordergrunde. Hier sprach die französische Studentenschaft für eine Streichung des strittigen Punktes der Satzung, verlangte aber Garantie dafür,

> „daß Deutschland, falls es sich anmelde, mit der Strenge, die es verdient, ermahnt wird und Bürgschaften dafür gibt, daß die militaristischen und herrschsüchtigen Gelüste nicht auf den Boden der *C. I. E.* getragen werden".

Außerdem sollte dreifache Prüfung des Aufnahmegesuches und

dreiviertel Stimmenmehrheit gefordert werden. Die norwegische Studentenschaft wollte 1923 auf der Ratssitzung der *C. I. E.* im Haag darüber abstimmen lassen, ob die D. St. nach London für das nächste Jahr eingeladen werden solle. Dies scheiterte am Widerstande des französischen Studententages, und demzufolge traten die Norweger aus. Auf eine Einladung zu einer Bürokonferenz studentischer Auslandsämter nach London äußerte die französische Studentenschaft, sie wünsche, mit Vertretern der D. St. offiziell nicht zusammenzutreffen. In Oxford erklärte dann auf einer Exekutivkomiteesitzung der deutsche Vertreter, daß Deutschland überhaupt auf eine Zusammenarbeit verzichten werde, wenn die Frage nicht bald gelöst würde. Ein dazu gebildeter Vermittlungsausschuß stellte für den Eintritt der D. St. 1924 folgende Bedingungen: Zunächst sollte eine Änderung der Organisationsform der D. St. eintreten, das heißt: Die *C. I. E.* stellt eine Vereinigung von Nationalverbänden von Studierenden dar, so setzt sich z. B. die französische Studentenschaft nur aus französischen Staatsangehörigen zusammen. Die D. St. stellt eine Ausnahme dar. Sie ist nicht auf staatsbürgerlicher Grundlage aufgebaut, sondern auf volksbürgerlicher. Bei einer Änderung der Organisationsform würde Danzig durch Polen, die Sudetendeutschen durch die Tschechen und Österreich durch besondere Abgeordnete vertreten sein. Eine derartige Trennung, für die der großdeutsche Gedanke innerhalb der D. St. völlig hätte fallen müssen, war natürlich unannehmbar. Weiterhin sollte eine Vertretung im Vorstand der *C. I. E.* für Deutschland als „neueintretendes Mitglied" nicht in Frage kommen, außerdem der Gebrauch der deutschen Sprache zwar erlaubt, von einer Gleichberechtigung jedoch nicht die Rede sein. Zum letzteren ist zu bemerken, daß die *C. I. E.* in den ihr angeschlossenen 29 Staaten 200 000 Mitglieder zählt. Die D. St. allein hat über 100 000 Mitglieder. Aus dieser Gegenüberstellung geht allein schon hervor, welche große Bedeutung die deutsche Frage innerhalb der *C. I. E.* haben mußte.

Zu dem zweiten Kongreß der *C. I. E.* in Warschau vom 12. bis 14. Sept. 1924 erhielt die D. St. am 15. Sept. eine Einladung, der sie Folge leistete. Auch hier sollte über die deutsche Frage beraten werden. Der Vorschlag der Engländer, bei der überstaatlichen Organisation der D. St. eine Ausnahme zu machen, wie dies schon wiederholt geschehen sei (England und Schottland gehören, obwohl ein gemeinsamer Staat, getrennt der *C. I. E.* an!), wurde abgelehnt, jedoch ein Arbeitsabkommen geschlossen, in dem *C. I. E.* und D. St. als gleichberechtigte Partner nebeneinanderstehen sollten. Zu allen Sitzungen des Exekutivkomitees sollte ein deutscher Vertreter eingeladen werden. Dies geschah zum ersten Male zu einer Sitzung in London, jedoch nicht von seiten des Präsidenten, sondern durch die englische Studentenschaft. Der Präsident, ein Pole, war sich angeblich über die zu wählende Form der Einladung nicht klar gewesen. Frankreich nahm demonstrativ an der Sitzung nicht teil. In Rom, April 1925, machte die französische Studentenschaft wieder einen Vorstoß, um die Abänderung der Satzung der D. St. zu veranlassen, damit ihr Eintritt als ordentliches Mitglied in die *C. I. E.* möglich werde. In Nyborg-Kopenhagen, August 1925, ergaben sich Schwierigkeiten im Gebrauch der deutschen Sprache, so daß sich die deutschen Vertreter mehrmals genötigt sahen, die Sitzung zu verlassen. Um endlich einmal diese Reibungsflächen auszuschalten und eine genaue Interpretation des Warschauer Arbeitsabkommens zu erhalten, übergab die deutsche Delegation in Bordeaux 1926 im Auftrage des Hauptausschusses der D. St. eine Reihe von Forderungen zugleich mit der Einladung, diese Forderungen auf einer gemeinsamen Sitzung in Stuttgart zu verhandeln:

1. Die D. St. nimmt an allen Sitzungen des Rates teil und gibt bei jeder Abstimmung ihre Entschließung gesondert zu Protokoll. Bei einer zustimmenden Erklärung ist damit von seiten der D. St. erklärt, daß sie die beschlossenen Maßnahmen auch für die D. St. anerkennt.

Dieser Passus wurde von dem Exekutivkomitee der *C. I. E.* angenommen.

2. Die D. St. nimmt an allen Sitzungen des Exekutivkomitees teil. Der jeweilige Vertreter wird von der D. St. benannt.

Durch diese Forderung sollte erreicht werden, daß für die D. St. jederzeit ermöglicht würde, an der Vorbereitung der sachlichen Arbeit teilzunehmen, andererseits jede Möglichkeit, Deutschland auszuschalten, zu verhindern. Die *C. I. E.* wollte es nicht zulassen, daß Deutschland auch an der Beratung interner, nur die *C. I. E.* betreffender Fragen teilnehme, und man einigte sich unter Entgegenkommen der D. St., daß von der Tagesordnung der Sitzungen des Exekutivkomitees ein Teil zur Beratung innerer Fragen der *C. I. E.* abgetrennt werde, zu deren Behandlung die D. St. keinerlei Zutritt verlangt.

3. Entsprechend dem Gedanken einer Arbeitsgemeinschaft entsendet die D. St. in jede bestehende Kommission der *C. I. E.* einen von ihr zu benennenden sachkundigen Mitarbeiter. Dieser Vertreter gibt jeweils die Stellungnahme der D. St. besonders zu Protokoll.

Da die sachliche Arbeit vor allem in den Kommissionen geleistet wird, war eine Teilnahme der D. St. an diesen Kommissionen selbstverständlich. Die Forderung wurde ohne weiteres angenommen. Zu den Beratungen der derzeitigen Kommission 1, die innere Fragen der *C. I. E.* behandelt, sollte die D. St. nur einen Beobachter entsenden.

4. Zu allen internationalen Veranstaltungen, zu denen die *C. I. E.* eingeladen wird, ist von seiten der *C. I. E.* darauf hinzustreben, daß die D. St. ebenfalls zu diesen Veranstaltungen geladen wird.

An diese Forderung knüpfte sich eine lebhafte Debatte, deren Ergebnis vor allem die grundsätzliche Feststellung war, daß die D. St. als Nichtmitglied der *C. I. E.* von dieser **nicht** mitvertreten werden könne. Es wurde von unserer Seite darauf hingewiesen, daß es uns überlassen sein müsse, festzustellen, ob ein besonderes Interesse an einer eigenen, besonderen Vertretung auf einer derartigen internationalen Tagung vorhanden sei, und daß an uns deswegen die betreffende Einladung mit der Tagesordnung weitergeleitet werden müsse. Die endgültige Fassung dieser Forderung wurde einem gemeinsamen Redaktionsausschuß übertragen, eine letzte Einigung also nicht erzielt, und der Abschluß über diesen Punkt hinter den letzten, wichtigsten Punkt zurückgestellt.

5. In allen wichtigen Fällen finden besondere Besprechungen zwischen der *C. I. E.* und der D. St. statt. Die Einladung erfolgt von dem beantragenden Teil.

Dieser Punkt schien zunächst die Einigung zu gefährden und konnte erst unter dem Hinweis, daß er die Möglichkeit zur Vermeidung eines Bruches durch eine Aussprache darstellen solle, zur Annahme gebracht werden.

6. In allen Sitzungen und Tagungen der *C. I. E.*, an denen die D. St. mitarbeitend teilnimmt, ist die deutsche Sprache neben den amtlichen Sprachen der *C. I. E.* gleichberechtigte Verhandlungs- und Protokollsprache.

Dieser Punkt mußte uns nach dem in der Vorgeschichte der

C. I. E. Gesagten als der wichtigste erscheinen. Bisher war englisch und französisch Gebrauchs-, französisch allein Protokollsprache. In Warschau bereits war der Antrag, daß neben französisch und englisch auch deutsch Gebrauchssprache sein sollte, mit der nötigen Stimmenzahl angenommen worden, der Beschluß aber lediglich aus formalen Gründen (er war nicht innerhalb der satzungsgemäßen Frist eingereicht worden) nicht in Wirksamkeit getreten. Um allen Schwierigkeiten innerhalb der *C. I. E.* aus dem Wege zu gehen, vielleicht auch, um deutsch nicht offiziell anerkennen zu müssen, hatte die *C. I. E.* in Bordeaux beschlossen, den Sprachenparagraphen dahingehend abzuändern, daß sämtliche Sprachen gleichberechtigt, französisch allein Protokollsprache sein solle. Trotz größter Bedenken gegen diese Regelung der Sprachenfrage, aus rein praktischen Erwägungen heraus, erklärte sich in Stuttgart die D. St. mit dieser Satzungsänderung einverstanden, bat jedoch darum, daß in die Satzungen der *C. I. E.* aufgenommen würde:

„Im Interesse der sachlichen Arbeit wird gebeten, sich der französischen, englischen und deutschen Sprache zu bedienen."

Diese Forderung wurde ohne Angabe von Gründen brüsk abgelehnt und lediglich die Einbringung eines derartigen Antrages als Entschließung in Aussicht gestellt. Diese Lösung mußte nach den früheren schlechten Erfahrungen von unserer Seite als nicht befriedigend angesehen werden und führte zu einer Kündigung des Warschauer Abkommens. Es wurde dabei ausdrücklich betont, daß damit keineswegs die Beziehungen zu den einzelnen der *C. I. E.* angeschlossenen Nationalverbänden abgebrochen seien. Noch am selben Abend fanden Besprechungen mit der französischen Studentenschaft über die Bildung eines französisch-deutschen Komitees in Paris statt. Gerade Frankreich sorgt in letzter Zeit wieder in außerordentlich großzügigem Maße für die an den Hochschulen in Paris studierenden Ausländer. Für die einzelnen Nationen sollen Studentenhäuser gebaut werden. In letzter Zeit ist wieder eine große Zahl deutscher Studierender zu Sprachstudien usw. nach Paris gegangen. Von seiten der französischen Regierung und Studentenschaft wird diesen ausländischen Studierenden außerordentliches Interesse entgegengebracht. Auch für die D. St. liegt ein wichtiges Arbeitsgebiet für die Auslandsarbeit in der Behandlung der bei uns studierenden Ausländer. Dieser Punkt ist von jeher außerordentlich vernachlässigt worden und darf in seinem Erfolg keineswegs zu gering eingeschätzt werden.

Von seiten weiter Kreise der Presse wird uns der Vorwurf gemacht, als ob in Stuttgart von seiten der D. St. hitzköpfig und unüberlegt vorgegangen worden sei. Es kann demgegenüber nicht oft genug betont werden, welch großer Wert gerade von seiten der D. St. auf die Auslandsarbeit und eine verständnisvolle Zusammenarbeit mit den übrigen Staaten gelegt wird. Jedoch darf dabei keineswegs vernachlässigt werden, daß es uns nicht gleichgültig sein kann, ob man uns in der Welt mit Mißachtung entgegentritt oder nicht. Wir werden jederzeit dafür eintreten, daß uns eine unserer Bedeutung entsprechende Stellung in der Welt eingeräumt wird.

2. Ordentliche Kammersitzung am 28. April 1926.

Die Kammer ist beschlußfähig.

Beginn 8^{20} Uhr.

1. Herr George berichtet über den zweiten ordentlichen Kreistag, der am 22. und 23. Februar in Stuttgart stattfand. Auf ihm wurde besonders Stellung genommen zu der Lage der badischen Hochschulen. Herr Rasch macht hierüber einige nähere Mitteilungen, indem er insbesondere auf die Zustände in der Heidelberger Studentenschaft zu sprechen kommt, die sich durch die besondere Fassung ihrer Satzungen in Gegensatz zur Deutschen Studentenschaft stellt.
2. Über die Tesagtagung, die ebenfalls in Stuttgart stattfand, berichtet Herr Fischer.
3. Herr aus der Mark verliest die Berichte der Amterleiter und bittet um Entlastung derselben, die von der Kammer erteilt wird. Herr aus der Mark dankt den Amterleitern für ihre Tätigkeit im vergangenen Wintersemester und schlägt für das kommende Semester vor, die alten Amterleiter im Amte zu lassen. Als Nachfolger des Herrn Greven wird Herr Ermel die Leitung des Amtes für politische Bildung übernehmen. In diesem Semester ist Herr:
   1. Serr Leiter des Vergünstigungsamtes,
   2. Burchardt Leiter des Wanderamtes,
   3. Hoppe Leiter des Exkursionsamtes,
   4. Keller Leiter des Büchereiamtes,
   5. Prinz von Hessen Leiter des Verkehrsamtes,
   6. Caroselli Leiter des Zeitungsamtes,
   7. Ermel Leiter des Amtes für politische Bildung,
   8. Taubeneck Leiter des Presseamtes.
4. Der Bericht des Wahlprüfungsausschusses wird von Herrn Greven verlesen, der um Entlastung des Wahlvorstandes bittet, die die Kammer einstimmig erteilt.
5. Als Leiter des Entlastungsausschusses berichtet Herr Greven, daß die Amtsführung des alten Ausschusses zu keinen Beanstandungen Anlaß gab, so daß ihm Entlastung erteilt werden könne. Die Kammer erteilt dem alten Ausschuß Entlastung. Ebenso wird die Ferienvertretung, die aus den Herren Ebermann und Kastrup bestand, bei je einer Stimmenthaltung entlastet.
6. Herr George berichtet, daß Herr Lueken um eine einmalige Unterstützung von 1000 Mk. für die Lungenfürsorge gebeten habe. Herr Lueken begründet in einer kurzen Ausführung seinen Antrag, indem er auf die Zunahme der Lungenkranken und auf die geringe Unterstützung vom Reich hinweist.
7. Die Verwaltungsarbeit für die Leibesübungen an der Hochschule soll neu geregelt werden. Zu diesem Zwecke sind vom Ausschuß Leitsätze aufgestellt worden, die dem A. A. f. L. vorgelegt werden sollen.
8. Herr George weist darauf hin, daß in diesem Semester jeder Kommilitone, der im ersten bis vierten Semester steht, zwei Stunden Sportplatzarbeit verrichten müsse.

Schluß der Kammersitzung 10^{20} Uhr. M. Kastrup.

Studenten 10% Nachlaß
GRÖSSTES RADIO-SPEZIALHAUS BEIDER HESSEN
RADIO-PIEPLOW
ALEXANDERSTRASSE 6 - DARMSTADT - ALEXANDERSTRASSE 6
Studenten 10% Nachlaß

Wirtschaftshilfe!

Die Studentische Wirtschaftshilfe hat ein kleines Heftchen herausgebracht, das in zahlreichen Bildern ihre Einrichtungen zeigt. Das Heftchen ist zum Preise von Mk. 0.50 im Erfrischungsraum des Studentenheims und im Studienmaterialamt, Zimmer 142 der Hochschule, für Studierende erhältlich.

Amtliche Bekanntmachungen.

Unter Hinweis auf § 14, Absatz 2 der Diplom-Prüfungs-Ordnung bitte ich, die **vor dem 1. April 1922 eingereichten Diplomarbeiten** bis zum 30. Juni 1926 von der Diplomprüfungs-Kommission zurückzuverlangen; der Anspruch auf Rückgabe solcher Diplomarbeiten erlischt am 1. Juli 1926.

Vorsitzender der Diplomprüfungs-Kommission:
(gez.) Koehler.

Universität Gießen.

Astasitzung.

Die letzte Astasitzung vor den Ferien brachte eine wichtige Änderung. Bei den Neuwahlen im Sommersemester 1926 sollen nicht mehr wie bisher 50, sondern nur noch 25 Kammermitglieder gewählt werden. Man verspricht sich davon ein fruchtbareres Arbeiten; die Fühlungnahme zwischen dem Vorsitzenden, dem Engeren Ausschuß und den einzelnen Kammermitgliedern wird erleichtert. Andererseits ist allerdings auch zu bedenken, daß die Führerauslese aus 50 Herren leichter sein muß. Immerhin wird auch so noch jede Gruppe ihren Vertreter in der Kammer haben. Da die Zustimmung des Gesamtsenats, die zu der Satzungsänderung nötig ist, noch nicht vorliegt, werden sich die Neuwahlen noch etwas hinauszögern. — Hoffen wir, daß der zukünftige kleinere Asta gut und eifrig arbeitet und die vielen Aufgaben erledigt, die unserer Studentenschaft in den nächsten Semestern gestellt sind; gilt es doch, die vor langen Jahren beschlossene und wieder in Vergessenheit geratene Ehrenordnung und ebenso einige Fachschaften zu neuem Leben zu erwecken.

Am 10. Mai wird hier eine Eckenerfeier stattfinden, die wesentlich von der Studentenschaft getragen wird. Se. Magnifizenz ist Vorsitzender der Festkommission. Näheres über diese Feier hoffen wir in der nächsten Nummer bringen zu können.

Größtes Spezialgeschäft für den Hochschulbedarf in
Papier-, Schreib- und Zeichenwaren
Karl Weiß
Darmstadt, Schloßgartenstr. 1. **Fernruf 1742.**
gegenüber den Hochschulgebäuden.
Reißbretter · Schienen · Winkel · Prismen · Kurven · Rechenschieber · Zeichenpapier in Bogen und Rollen · Orginal-Riefler- und Richter-Reißzeuge · Zeichenmappen · Zeichentische · Druck- und Buchbinderarbeiten
Technisches Versandgeschäft · Verlagsanstalt.

Restauration „Bürgerhof"
früher „Stadt Pfungstadt" / **Elisabethenstraße Nr. 2**
Der beliebte Pfungstädter Bier-Ausschank
Reichhaltiger, bürgerlicher Mittagstisch
im Abonnement von 1 Mk. an. Ab 6 Uhr abds. Stammessen
„Arbeitssaal steht zur Verfügung"
Es ladet freundlichst ein
der neue Wirt **Gustav Roos**

HÜTE –
MÜTZEN –
OTTO TITZE
Elisabethenstr. 4

Wo bekommt man den besten Kaffee und Kuchen?
Im Konditorei-Kaffee **Krämer**
Ecke Dieburgerstraße und Mauerstraße
Nähe Hochschule / / Telefon 3673


Optiker **Kunze**
Wilhelminenstraße 7.

J. Ph. Leuthner
Ernst-Ludwigspl. 2 · Fernr. 787 · am weißen Turm
das Haus für
Hochschulbedarf
Druckerei · Liniieranstalt · Buchbinderei

HOTEL PRINZ KARL
Fernspr. 937 **Ecke Schul- und Karlstraße** Fernspr. 937
Bekannt beste, bürgerliche Küche
VORZÜGL., PREISWERTER MITTAGS-TISCH
den Herren Studierenden Preisermäßigung
Gem. Vereins- u. Fremdenzimmer. **M. Schnellbacher.**